



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### **Der Domherr**

historischer Roman

**Temme, Jodocus Donatus Hubertus**

**Leipzig, 1867**

Zweites Kapitel. Studentengeschichten.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-53968](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-53968)

Zweites Kapitel.  
Studentengeschichten.

Die Universität Göttingen stand im Sommer des Jahres 1816 in besonderer Blüte. Sie hatte gerade damals bedeutende Lehrer in den meisten Fächern der Wissenschaft und gewährte den jungen Leuten, die sie besuchten, vor andern deutschen Universitäten die meisten akademischen Freiheiten. So fanden sich auf ihr in sehr großer Anzahl namentlich auch diejenigen zum Theil schon gereiftern jungen Männer zusammen, die in den Jahren 1813 bis 1815 die Freiheitskriege mitgemacht hatten und nach deren Beendigung die lange unterbrochenen und versäumten Studien mit um so größerem Eifer nachzuholen suchten, dabei aber auch von der einen Seite keiner pedantischen Schuldisciplin und von der andern nicht dem noch engherzigern Burschenpennalismus sich unterwerfen wollten. Besonders waren viele Preußen da. Man

sah zu jener Zeit in Göttingen mehr Bart als Flaum, mehr Narben, die in der Feldschlacht, als die auf dem Pflauboden eingezeichnet waren; man sah mehr männlichen Ernst als burschikose Wichtigkeit; man sah manche mit Orden und Kriegsmedaillen geschmückte Brust; man sah nicht minder manche Offiziers- oder Freiwilligenuniform, oder irgend ein Stück davon, die Beinkleider, den Rock, die Feldmütze. Und diese Uniformstücke sah man nicht als Schmuck oder Zierrath!

Wie viele Tausende von jungen Männern, die in der Begeisterung jener Zeit für das Vaterland ihren Beruf, ihre Studien, ihre Kunst, ihr Gewerbe, ihr Handwerk verlassen hatten und in den Krieg gezogen waren, hatten zugleich den Rest ihres eigenen geringen oder des Vermögens ihrer Aeltern zugesetzt, um sich selbst Uniform, Wehr und Waffen anzuschaffen und während der theuren Kriegszeit selbst für ihren Unterhalt zu sorgen. Der Staat hätte es nicht gekonnt, namentlich der preussische Staat hätte es nicht gekonnt. Da war nach Beendigung der Kriege Mancher nackt und bloß und mußte von vorn wieder anfangen, um sich etwas zu verdienen, oder die Verwandten brachten die letzten Thaler zusammen, damit ein Geschäft wieder begonnen, die Studien wieder aufgenommen werden konnten. Und da that denn auch auf der Universität das alte Soldatenkleid dieselben Dienste

wie ein neuer Bürgerrock sie gethan haben würde, wenn er hätte angeschafft werden können.

Zur Schande gereichte es wahrlich nicht und zum Eifer im Studiren konnte es nur anspornen. Es war ja eine fortwährende lebendige Erinnerung an das, was den jugendlichen Kämpfern in Aussicht stand oder was ihnen wenigstens in Aussicht gestellt war. Je weniger der Staat hatte bieten und gewähren können, desto mehr war ihnen versprochen worden. Alle, die dem Rufe für König und Vaterland gefolgt waren, die an den glorreichen Kämpfen Theil genommen, ihr Blut verspritzt, ihr Vermögen, ihre Existenz geopfert hatten für die Rettung der Throne, für die Befreiung des Vaterlandes, alle sollten künftig und so bald wie möglich den reichsten Ersatz empfangen, und namentlich sollten diejenigen, welche den Studien obgelegen hatten oder obliegen würden, die nächsten und vorzüglichsten Ansprüche auf Beförderung im Dienste des Staates haben. Das war ihnen versprochen, feierlich, öffentlich, wiederholt, und die Jugend glaubt an Versprechungen und auch und ganz besonders an Versprechungen in der Noth.

Es war in der Mitte des Monats Juni des gedachten Jahres 1816, als des Morgens etwa gegen acht Uhr in einem Zimmer an der Weender Straße zu Göttingen ein Student bequem auf dem Sopha mehr lag als saß

und zu seinem Morgenkaffee aus seiner langen Pfeife rauchte. So lagen freilich zu derselben Zeit und an derselben Straße wohl Hunderte von Studenten auf ihren Sophas.

Es war auch ein gewöhnliches Studentenzimmer mit einem Sopha, einem halben Duzend Stühlen, zwei Tischen, einem Secretär und einer Kommode, mit einer langen Reihe langer und lang bequasteter Pfeifen an der einen und einem halben Duzend Kappieren nebst Fechthandschuhen, sowie mit drei oder vier Paar Pistolen an der andern und wenigen Büchern an der dritten Wand. Es war aber doch Alles, was man sah, von einer Solidität und gar Eleganz, wie man sie in den gewöhnlichen Studentenstuben auf deutschen Universitäten, auch in Göttingen, eben nicht findet. Der Bewohner des Zimmers mußte zu den vornehmern und reichern Studenten Göttingens gehören.

Den Eindruck machte auch seine Persönlichkeit.

Die hohe, schlanke Gestalt zeigte auch in der bequemen, nachlässigen Lage auf dem Sopha eine ungenirte Vornehmheit, die aber um so weniger der Anmuth entbehrte, als sie eine unbewußte zu sein schien; sie mußte also eine, wie man sagt, angeborene sein, was heißen soll: eine von frühester Kindheit an anerzogene. Das schöne Gesicht des jungen Mannes hatte jenen aristokratischen

Schnitt, den man sofort als den einer alten vornehmen Familie erkennt, die seit Jahrhunderten mit großer Sorgfalt von jedem nicht aristokratischen Elemente sich rein gehalten hat.

Der junge Mann war bis auf den Studentenrock völlig angekleidet. Anstatt dessen trug er einen weiten geblumten Schlafrock, der von so feinem, geschmackvollem und reichem Zeuge war, daß eine Dame davon einen Shawl hätte tragen können. Der Feinheit des Schlafrocks entsprach die übrige Kleidung; die Stiefel, keine Studentenkanonen, waren mit kleinen, zierlich gearbeiteten silbernen Sporen versehen.

Die Kleidung zeigte überhaupt nicht den gewöhnlichen studentischen Charakter, wie denn auch der junge Mann, wenn man ihn genauer ansah, wohl nur zur Hälfte als Student erschien. Was es zur andern Hälfte sei, hätte man wohl schwer errathen mögen; vielleicht hätte man es soldatisch nennen können; ein Edelmann, und vielleicht der junge Mann selbst, hätte sicher gesagt: es ist eben edelmännisch, adlig, und zwar nicht bloß halb, sondern ganz, ganz und gar.

Der junge Student war nicht allein mit Rauchen und Kaffeetrinken beschäftigt. Er warf dann und wann einen Blick in eine Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag, sah dann freilich wieder in die feinen blauen Wölkchen,

die er aus seiner Pfeife blies, und dann wohl auch durch diese hindurch und durch das Fenster, aber nicht um am Himmel andere blaue Wolken zu suchen. Am Ende suchte sein Blick wohl gar nichts, und doch traf er auf etwas, was einen jungen Studenten wohl interessiren konnte.

Gerade seiner Wohnung gegenüber lag auf der andern Seite der Weender Straße gleichfalls ein hübsches Haus, das nur vornehme Quartiere haben mußte. In diesem stand ein Fenster offen, und in dem offenen Fenster zeigte sich eine schwarze Sammtmaske, und die schwarze Maske verbergte kein Studentengesicht. Ein feiner Kaschmirshawl, doch wohl feiner und theurer als der geblumte Warschauer Schlafrock des Studenten, umhüllte kokett, also mehr andeutend als verbergend, eine reizende Büste und schmiegte sich eng an die zierlichste Taille an.

Und dazu die schwarze Maske?

Der junge Student sah ohne Interesse hin, mit einer großen Gleichgültigkeit sogar; es war eine eigenthümliche träge Bequemlichkeit; Blasirtheit konnte man sie trotz alledem nicht nennen.

Raum eine halbe Minute lang widmete er der maskirten Dame seine Aufmerksamkeit, wie sie sich halb in das Fenster hineinlegte, wie die Maske sich nach rechts und nach links bog, als ob sie die Straße hinauf und

hinab schaue. Dann schweifte sein Blick anderswohin als ob er den allergegültigsten Gegenstand von der Welt gesehen habe.

Gleich darauf zuckte die schwarze Maske auf, wie heftig, ärgerlich, zornig. Hatten ihre Augen, als sie die Straße auf und ab zu blicken schienen, nur nach dem Studenten hingehielt und war der Zorn über die entsetzliche Gleichgültigkeit desselben in ihr entbrannt? In dem offenen Fenster blieb sie dennoch.

Der Student sah nicht wieder nach ihr hin. Er wurde auch bald anderweit in Anspruch genommen.

Die Thür seines Zimmers öffnete sich und ein hübsches junges Mädchen trat ein.

Es war keine Aufwärterin, aber keine Dienstmagd des Hauses; es war die Tochter der Wirthin. Seine Wirthin war wohl eine arme Kaufmanns-, Predigers-, Beamten- oder auch Handwerker Wittwe, die früher, als der Mann noch lebte, bessere Tage gesehen hatte und jetzt sich und ihre Familie dadurch ernährte, daß sie ein Quartier gemiethet hatte und Stuben an Studenten vermietete. Da war in der kleinen und sparsamen Haushaltung an eine Magd nicht zu denken; die Frau, die Wirthin selbst bediente die Studenten; die Tochter hatte vielleicht schon vom dreizehnten Jahre an geholfen und vertrat nachher ganz die Mutter.



Man findet dergleichen Zustände und Verhältnisse häufig in den deutschen Universitätsstädten, und nebenbei bemerkt, knüpfen sich darin und dadurch manche Verbindungen an, die später zu glücklichen Ehen werden. Zugleich ein Beweis, daß sie die Sittlichkeit nicht beeinträchtigen. Ausnahmen gibt es überall in der Welt.

Das junge Mädchen sah nach dem Kaffeetisch des Studenten.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron“, sagte sie dann, „ich wollte nur sehen, ob ich abräumen könnte.“

„In einer Viertelstunde!“ sagte der Student kurz und wie zerstreut.

„Uebereilen Sie sich meinerwegen ja nicht, Herr Baron.“

Damit ging sie aber nicht. Sie trat vielmehr an das Fenster und ordnete dort an den Vorhängen. Oder sie ordnete auch nicht und hatte wohl nur nach einem Vorwand für Anderes gesucht, wie vielleicht auch das Abräumen des Kaffeetisches nur ein Vorwand gewesen war.

„Da ist die häßliche schwarze Maske wieder!“ sagte sie.

Sie hatte es nicht für sich gesagt. Der Student antwortete ihr nicht. Sie fuhr fort:

„Und welch ein Zieraffe die Person ist! Wie sie

sich dreht und wendet, daß man nach ihr sehen soll, und wie sie die Augen unter der Maske verdrehen mag, wenn sich kein Mensch um sie kümmern will!"

„Mamsell Gretchen“, sagte der Student, „wer das gewahrt, hat sich um sie gekümmert!“

Mamsell Gretchen wurde roth; aber sie war um so eifriger geworden.

„Und wie häßlich sie sein muß! Warum würde sie sonst die garstige Maske tragen? Aber wie solch eine häßliche Person sich noch überhaupt zeigen kann? Was sie sich nur dabei denken mag? Wenn sie auch die runden weißen Schultern zur Schau tragen kann und mit der feinen Taille kokettirt, zuletzt will man doch das Gesicht sehen; und wenn sie dann die Maske abnehmen muß, oder wenn sie ihr mit Gewalt abgenommen wird, und es kommt noch etwas Häßlicheres zu Tage als die die häßliche schwarze Larve selbst, ein von Blattern zerrissenes Gesicht, oder ein Gesicht ohne Nase, oder gar ein Totenkopf, und der Anbeter fliegt entsetzt, mit Abscheu zurück und läuft und eilt, so schnell und soweit er kann — was hat sie dann, was will sie dann noch?“

Der Student hatte mit keinem Worte und mit keiner Bewegung seine hübsche Aufwärterin unterbrochen; er hatte sich nur bequemer in sein Sopha zurückgelegt und schien behaglicher zu rauchen als vorher. Vielleicht

trugen die eifrigen Worte der Aufwärterin zu seiner Behaglichkeit bei.

Seine Ruhe störte ihren Eifer nicht.

„Und jedenfalls ist sie eine zweideutige Person, eine Abenteurerin, die es hier auf Jemand abgesehen hat, und man braucht auch nicht lange zu rathen, um zu wissen, auf wen. Sie ist nun vier Tage, ja, heute gerade den vierten Tag da drüben, und sie hat in der ganzen Zeit noch keinen Fuß aus dem Hause, nicht einmal aus ihrem Zimmer gesetzt; und sie ist den ganzen Tag allein mit ihrer Kammerjungfer, eigentlich auch ohne diese; denn die Jungfer darf nur zu ihr kommen, wenn sie klingelt, und muß sonst von früh bis abends in ihrem Hinterstübchen sitzen —“

Der Student unterbrach das Mädchen doch endlich.

„Sie haben genaue Nachrichten, Mamsell Gretchen“, warf er hin.

Mamsell Gretchen wurde noch eifriger.

„Ja, Herr Baron, die habe ich, und die ganze Nachbarschaft hat sie. Wie wäre das auch anders möglich, da man die schwarze Maske immer und immer wieder an dem Fenster sieht? Und in der ganzen Weender Straße mag vielleicht nur ein einziger Mensch nichts von ihr wissen, und —“

Die Aufwärterin machte eine Pause und sah den

Studenten an, als ob sie wieder eine Unterbrechung von ihm erwarte.

„Und der einzige Mensch bin ich?“ sollte er wohl sagen.

Er schwieg aber, und sie mußte das selbst sagen, aber noch nicht sogleich.

„Und dieser einzige Mensch“, fuhr sie fort, „ist gerade derjenige, gegen den ihre Pläne gerichtet sind, mit dem sie anbinden möchte, und der —“

Sie sah wieder den Studenten an, und der Student sprach wieder nicht, und sie sagte nun:

„Und der sind Sie, Herr Baron!“

Damit schwieg sie und blickte den Studenten an, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machten.

Er blieb aber in seiner Lage und bei seinem Rauchen; doch sprach er:

„Mamsell Gretchen, warum sagten Sie mir das Alles?“

Der Student und seine Aufwärterin kannten einander gewiß. Die Studenten und ihre Aufwärterinnen pflegen schon in den ersten Wochen ihres Beisammenseins genaue Bekannte zu sein. Die phlegmatische Frage des jungen Mannes ließ sie doch fast erstarren; aber nur einen Augenblick stand sie regungslos; dann schoß ihr plötzlich dunkle Röthe in das hübsche Gesichtchen, und in ihre

Augen schien etwas Anderes zu schießen, und ohne ein Wort zu sagen und ohne sich nach dem Studenten umzublicken, verließ sie rasch das Zimmer.

Der Student sah ihr eine Sekunde lang wie verwundert nach; dann hatte sein Gesicht wieder den Ausdruck der Gleichgültigkeit, und man glaubte darin zu lesen: Sie ist ein junges Ding, und junge Dinger haben oft allerlei Einfälle.

Vielleicht hatte er nicht einmal so viele Worte für den Gedanken.

Die Aufwärterin war ein noch junges Ding. Sie mochte kaum sechzehn oder siebzehn Jahre zählen.

Der Student wollte wieder nach seiner Zeitung langen. Nach der schwarzen Maske sah er nicht wieder hinüber. Sie war ihm also durch das Gespräch der Aufwärterin nicht interessanter geworden.

Es ist eine eigene Sache um die Psychologie!

Der Student kam auch nicht wieder zum Lesen der Zeitung.

Die Thür des Zimmers öffnete sich wieder.

Diesmal trat ein Student ein.

An der Farbe des Bandes, das er über der Brust trug, sah man, daß er zu der Verbindung der Kurländer, zur Kuronia gehörte. Er mußte ein Fuchs der Verbindung sein.

„Bocholtz läßt Ihnen sagen“, sprach er meldend, „daß er leider wieder recht unwohl geworden ist; er kann Ihnen daher heute nicht secundiren und fragt Sie, ob Sie die Paukerei nicht bis morgen aufschieben könnten.“

Der Student, an den die Worte gerichtet waren, nahm sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe auf.

„Wenn ich es nicht könnte?“ fragte er.

„So wird Ihnen Kurik sekundiren. Aber Bocholtz möchte gern selbst Ihr Secundant sein.“

Der Andere sann einen kurzen Augenblick nach.

„Es muß heute sein“, sagte er dann. „Ich bitte Kurik, in einer halben Stunde hier zu sein. Der Wagen fährt hier vor. Bocholtz spreche ich später.“

Der Fuchs ging.

Der Andere wollte wieder nach der Zeitung langem.

Die Thür wurde nochmals geöffnet; die Aufwärterin trat wieder ein.

Sie sah etwas blaß aus.

„Herr Baron, ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

„Wer?“

„Er wollte sich nicht nennen.“

„Sein Aussehen?“

„Ein alter Herr. Ein Fremder, wie es schien.“

Der Student wollte wohl sagen, daß er nicht zu Hause sei.

Die Thür wurde geöffnet. Der alte Herr, der sich hatte anmelden lassen, trat ein. Er war wohl weniger phlegmatisch als der junge Student.

„Guten Morgen, Gisbert!“

„Guten Morgen, Onkel Florens!“

Die Aufwärterin verließ das Zimmer.

Onkel und Nefte reichten sich die Hand.

„Woher kommst Du, Onkel?“ fragte der Nefte.

„Von dahinten, aus den Sandwüsten unseres neuen Vaterlandes.“

„Aus Berlin?“

Der Domherr antwortete nicht. Er hatte sich in dem Zimmer umgesehen, als wenn er etwas suche.

„Ist Gisbertine hier?“ fragte er auf einmal.

„Gisbertine?“ rief der junge Freiherr.

Die plötzliche Frage schien doch seinem Phlegma oder seiner Ruhe einen kleinen Stoß versetzt zu haben.

„Sie ist fort“, sagte der Domherr.

„Das heißt, Onkel?“

„Das heißt, sie hat vor vierzehn Tagen plötzlich ihren Onkel Steinau verlassen, nachdem sie ihm ein Zettelchen geschrieben, worin sie ihm mittheilt, es gefalle ihr, eine Reise zu machen; er werde bald weitere Nachricht von ihr erhalten; woher, könne sie noch nicht sagen. Den Zettel bekam der General natürlich erst, als sie fort war.“

Und als sie fort war, war sie spurlos verschwunden. Dame Gisbertine war wieder einmal recht in ihrem Genre. Der General schrieb mir sofort, ob ich nichts von ihr wisse. Ich reiste zuerst zu ihm, um mich näher zu erkundigen; vielleicht war sie auch schon wieder da. Aber sie war und blieb fort, und ich dachte an Dich und hier bin ich. Aber warum hörst Du mich nicht an? Was starrst Du nach dem Fenster drüben?"

Der junge Freiherr Gisbert von Aschen war schon seit einer Weile an das Fenster getreten und blickte unverwandt nach dem Fenster der schwarzen Maske; von den Worten des Dnkels mochte er dabei allerdings keins verloren haben. Auf die Frage des Domherrn antwortete er:

„Drüben ist eine schwarze Maske, Dnfel.“

„Was geht sie mich an?“

„Seit vier oder fünf Tagen.“

Der Domherr war aufmerksam geworden.

„Eine Dame?“

„Ja.“

„Alle Wetter und Hagel!“

Er sprang an das Fenster.

„Man sieht ja nichts.“

„Ja, weil Du da bist, Dnfel!“

Der Domherr wurde ärgerlich.



„Zum Teufel, träger Bursche, erzähle. Thu Deinen Mund auf. Wie kann man mit Deiner Natur der Mann Gisbertinens sein?“

Der junge Mann mußte sich doch bequemen, ausführlicher zu sprechen. Er that es freilich nur in seiner Weise und nachdem er vorher tief aufgeseufzt hatte. Der Seufzer konnte auch seiner Frau und seiner Ehe gelten.

„Nun“, sagte er, „seit vier Tagen wohnt drüben allein mit einer Kammerjungfer eine fremde Dame, die sich nur mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht sehen läßt. So sieht man sie freilich häufig genug am Fenster; auch vorhin noch, ehe Du da warst. Seit Deinem Hiersein aber zieht sie sich hinter die Fenstervorhänge zurück, und jetzt ist sie ganz verschwunden.“

„Und Du meinst, Bursche“, fragte der Domherr, „es sei Gisbertine?“

„Deine Worte brachten mich darauf.“

„Wahrhaftig, es sähe ihr ähnlich. Ist sie hübsch? Ich meine das Andere, außer dem Gesicht.“

„Ich habe so recht nicht danach gesehen.“

„Das sieht wieder Dir ähnlich.“

Auf weitere Erörterungen ließ der Domherr, der Mann der raschen Entschlüsse, sich nicht ein.

„Ich muß mich überzeugen“, sagte er. „In zehn Minuten bin ich wieder hier. Oder willst Du mich begleiten?“

Der Antrag kam dem jungen Freiherrn unerwartet.  
Er mußte sich besinnen.

„Nein“, sagte er dann doch.

„Du vergibst Dir nichts dadurch, Gisbert.“

„Ich weiß es, aber —“

„Aber?“

„Ich habe keine Zeit.“

„Du bist ein Narr!“

Damit ging der Domherr.

Gisbert blieb am Fenster stehen und sah auf die Straße hinunter. Der Domherr ging quer über die Straße in das gegenüberliegende Haus. An den Fenstern, der schwarzen Maske war nichts zu sehen. Der junge Freiherr stand in tiefen Gedanken. Er wurde gestört.

Die Thür seines Zimmers hatte sich leise geöffnet; ein leiser, langsamer, zögernder Schritt näherte sich ihm. Er sah sich um.

Seine Aufwärterin, Mamsell Gretchen, stand neben ihm. Sie sah sehr bleich, ängstlich, fast verstört aus.

„Was haben Sie, Gretchen?“ mußte er sie fragen.

„Herr Baron, ist es wahr?“ sagte sie stockend.

„Was soll wahr sein?“

Daß Sie sich schlagen wollen? Der Stiefelwischer, sagte es mir so eben.“

Der junge Freiherr schien auf einmal tiefer als wohl

sonst in das hübsche und so bleiche und ängstliche Gesicht des sechzehnjährigen Mädchens zu blicken.

„Und er sagte mir auch“, fuhr das Mädchen fort, „daß Ihr Gegner der beste Schläger in ganz Göttingen sei, und daß Sie etwas Tüchtiges abbekommen würden, und ich —“

„Und Sie, Gretchen?“

„Ich habe solche Angst für Sie, Herr Baron.“

„Gutes Gretchen!“ sagte der Freiherr, und er nahm ihre Hand, sah ihr liebevoll in das blasse Gesicht und fuhr fort:

„Sieh mich an, liebes Gretchen. Habe ich Angst?“

Sie sah ihm voll in das Gesicht und ihre Augen wurden ihr feucht und sie sagte:

„Ja, Sie auch! Die Herren Studenten haben niemals Furcht, und da geht es denn auch, wie es geht —“

Drüben wurde heftig das Fenster der schwarzen Maske zugeschlagen.

Der Freiherr und seine Aufwärterin fuhren erschrocken auseinander wie zwei böse Gewissen.

Dann mußten beide unwillkürlich nach dem flirrenden Fenster schauen.

Die schwarze Maske flog gerade von dem Fenster zurück.

Durch Gretchen's hübsches Gesicht zog etwas wie ein Triumph.

„Die häßliche Person ist eifersüchtig auf mich!“

Der junge Freiherr stand in einer gewissen zweifelhaften Verlegenheit.

Unten auf der Straße fuhr ein Wagen an dem Hause vor.

Rasche Schritte kamen die Treppe herauf.

Zwei Studenten traten eilig in das Zimmer.

„Bist Du fertig, Achen?“

„Auf der Stelle!“

Gretchen war wieder bleich geworden.

„Er muß sich doch schlagen!“

Mit dem Seufzer verließ sie das Zimmer.

Der junge Freiherr war in sein Schlafkabinet gegangen und kam angekleidet zurück.

„Gehen wir!“

Sie wollten gehen.

In der Thür begegnete ihnen der Domherr.

Er sah die drei eiligen jungen Männer. Sie sahen erregt aus. Unten war er auf den Wagen gestoßen.

Der geistliche Herr war in seinen jungen Jahren selbst Student gewesen. Eine Ahnung stieg in ihm auf.

„Hm, Gisbert“, sagte er, „ich sehe, Du hattest wirklich keine Zeit.“

„Und drüben?“ fragte der Freiherr.

„Man nehme keine Besuche an. Ich ließ meinen Namen hineinsagen. Man kenne mich nicht.“

„So war es auch wohl, Onkel Florens. Bleibst Du lange hier, Onkel?“

„Bis morgen.“

„So sehen wir uns noch.“

„Ich hoffe, trotz Deiner Narrheit.“

„Es ist keine Narrheit, Onkel.“

„Meinetwegen.“

„Adieu, Onkel.“

„Adieu!“

Sie hatten mit einander gesprochen, während sie die Treppe hinuntergingen.

Draußen stiegen die drei Studenten in den Wagen, der rasch mit ihnen fortfuhr, nach dem Weender Thore hin.

Der Domherr schaute dem Neffen noch eine Weile nach, warf dann den Blick zu dem Fenster der schwarzen Maske hinauf, sah dort nichts und ging rechts die Straße entlang in die Stadt hinein, indem er für sich sprach:

„Viel Narrheit in der Welt!“

Nachdem der Student Freiherr Gisbert von Aschen mit den andern Studenten und seinem Onkel sich entfernt hatte, kehrte Gretchen, die hübsche Aufwärterin, in das Zimmer zurück, um darin aufzuräumen und zu

säubern. Viel Arbeit fand sie nicht. Schien auch der junge westfälische Freiherr zu den bequemen Menschen zu gehören, ein unordentlicher schien er nicht zu sein, nicht einmal ein unordentlicher Student. Das Mädchen war bald fertig, sie war freilich auch flink und lag ohne Unterbrechung der Arbeit ob, wiewohl es ihr nicht leicht werden mochte. Ihr bekümmertes Gesichtchen zeigte, wie schwer ihr das Herz war, und wenn sie den geblumten Schlafrock des Studenten an die Wand hing und die Kissen des Sophas, auf dem er gegessen, wieder zurecht legte, oder die Zeitung, in der er gelesen, zusammenfaltete, man hörte es dem Seufzer ihrer Brust, man sah es ihrem träumerischen Auge an, wie gern sie nur den Träumen ihres Herzens hätte Gehör geben mögen. Aber sie durfte es nicht; sie hatte noch in andern Studentenzimmern aufzuräumen und ihre Mutter mochte wohl nicht zu den geduldigen Müttern gehören. An dem Fenster mußte sie doch ein paar Augenblicke stehen bleiben. Der junge Baron hatte sie dort „liebes Gretchen“ und Du genannt, und sie hatte ihm in das Gesicht sehen müssen, und er hatte sie so innig wieder angeblickt und ihr die Hand gegeben, und über das Alles waren ihr die Thränen in die Augen getreten, und sie hatte sich doch so glücklich gefühlt und dann so triumphirend zu der eifersüchtigen schwarzen Maske hinüber-

schauen können. Nach der schwarzen Maske mußte sie wieder hinüberblicken. Sie sah sie nicht; das Fenster drüben war verschlossen und nichts dahinter zu sehen.

Aber hinter dem Mädchen öffnete sich leise die Thür, und als Gretchen sich umwandte, stand die schwarze Maske vor ihr.

Die Aufwärterin erschrak heftig.

Die schwarze Maske aber war eine zierliche, reizende, schlanke, reich gekleidete Frauengestalt von vornehmer, stolzer Haltung.

Sie war an der Thür stehen geblieben. Man gewahrte trotz der Farbe, wie sie in dem Gemache nach allen Seiten sich umsah. Dann erst schien sie von dem erschrockenen Mädchen Notiz zu nehmen. Sie trat rasch auf dasselbe zu.

„Wie heißt der Student, der dieses Zimmer bewohnt?“

Der Ton ihrer Stimme war befehlend.

Er schüchterte die Aufwärterin noch mehr ein. Es wurde ihr unheimlich bei der Fremden, deren Gesicht sie nicht sah, die mit der raschen, heftigen Bewegung dicht an sie herantreten war; sie glaubte zu fühlen, wie sie von den Augen gestochen werde, die sie nicht sehen konnte. Sie hätte um Hülfe rufen mögen.

„Baron von Wschen“, antwortete sie beinahe demüthig.

„Wie lange wohnt er hier?“

„Seit Michaelis vorigen Jahres.“

„Immer in diesem Quartier?“

„Ja.“

„Und Sie war immer seine Aufwärterin?“

„Gewiß“, antwortete Gretchen, als ob sich das von selbst verstehe.

Die Fremde machte, wie unwillkürlich, eine Bewegung.

„Wohin fuhr der Baron vorhin?“ fragte sie dann.

Gretchen hatte begonnen sich von ihrem ersten Schreck zu erholen. Die Frage der Dame betraf zudem ein Geheimniß des Studenten.

„Der Herr Baron hat es mir nicht gesagt“, antwortete sie.

„Aber Sie weiß es dennoch; ich sehe es Ihr an!“ rief die Maske.

Sie rief es heftiger, gebieterischer.

Die Aufwärterin faßte sich ganz. Was hatte die Fremde ihr zu befehlen?

„Und wenn ich es wüßte“, sagte sie, „was für ein Recht hätten Sie, mich danach zu fragen?“

„Was für ein Recht?“ fuhr die Fremde auf.

Aber sie besann sich.

„Der Herr von Nischen duellirt sich?“ fragte sie.



Die Aufwärterin antwortete nicht.

„Sagen Sie es mir“, bat die Fremde.

Ihre Stimme schien zu zittern.

„Ich glaube es“, antwortete Gretchen, und auch ihre Stimme zitterte.

Die Fremde wollte wohl wieder auffahren. Wie konnte eine Aufwärterin sich herausnehmen, für den Freiherrn, für den Mann zu zittern, für den ihr Herz bebte? Sie mäßigte sich.

„Wissen Sie Näheres über das Duell?“ fragte sie.

„Gar nichts“, war die Antwort. „Ich habe es nur errathen wie Sie.“

„Wie Sie!“ Die Fremde mußte sich noch einmal zusammennehmen.

„Hat dieses Haus einen Eingang auf der Rückseite?“ fragte sie.

„Nein.“

Dann wollte sie gehen.

Aber Gretchen hatte noch eine Frage an sie.

„Darf ich dem Herrn Baron sagen, daß die Dame hier war?“

„Meinetwegen!“

Die Dame ging.

An demselben Tage saß an der Mittagstafel des Gasthofs zum König von England in Göttingen eine große Gesellschaft. Es war freilich nur die gewöhnliche Tischgesellschaft des damals ersten und besuchtesten Gasthofs der berühmten Universitätsstadt. Sie bestand aus Reisenden, höhern Beamten der Stadt und Studirenden. Von Studenten konnten aber nur die reichern den Mittagstisch des theuren Gasthofs „erschwingen“.

Eine Gruppe von Studirenden saß an einem Ende der Tafel beisammen. Es waren junge Männer, die zwar von mannichfach verschiedenem Alter waren — einige zählten vielleicht kaum achtzehn Jahre, während andere schon vier- oder fünfundzwanzig zurückgelegt haben konnten — aber allen war ein gewisses klares und sicheres Selbstbewußtsein gemeinsam, und dieses Selbstbewußtsein war nicht das gewöhnliche studentische. Sie hatten auch wohl den andern Grund, auf dem es beruhte, mit einander gemein. Und dieser war?

Sie tranken aus grünen Römern goldenen Rheinwein.

„Heute vor'm Jahre!“ stießen sie an. „Der achtzehnte Juni und die Landwehr!“

„Möge all das edle Blut, das damals vergossen wurde, nicht umsonst geflossen sein!“

„Nicht umsonst für Deutschlands Ehre!“

„Nicht umsonst für Deutschlands Einheit!“

„Und vor allem nicht umsonst für des deutschen Volkes Freiheit!“

Einer der jüngsten von ihnen rief es.

Seine Brust zierte das eiserne Kreuz.

Auch noch andere unter ihnen trugen dieses Zeichen des in den Freiheitskriegen vor dem Feinde bewiesenen Muthes.

Alle waren sie Kämpfer aus diesen Kriegen; ihre Studien hatten sie in Göttingen wieder zusammengeführt.

Sie feierten den Jahrestag der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance. Sie feierten ihn als Landwehrmänner, die an jenem Tage mitgekämpft hatten.

Ihre Toaste waren an andern Stellen der Tafel aufgefallen. Die Beamten steckten die Köpfe zusammen.

Als von der Freiheit des deutschen Volkes die Rede war, blickte einer der Reisenden sich scheu um, als wenn er den sehen wolle, der es gewagt habe, einen solchen Toast auszubringen.

Der Wirth trat zu den Studenten.

„Meine Herren“, sagte er leise, „erlauben Sie, daß ich Sie warne.“

„Warnen? Wobor?“

„Sie haben doch schon von Demagogenfängern gehört?“

„Teufel, ja! Sie werden von Berlin aus in die Welt geschickt.“

„Besonders zu den deutschen Universitäten.“

„Richtig! Und wenn ich nicht irre, sitzt einer von ihnen hier am Tische, dort zwischen den Reisenden; der kleine graue Mann im braunen Rock. Er kam gestern Abend an; sein scheues, spionirendes Wesen fiel mir gleich auf, und wir Gastwirths haben Erfahrung in solchen Dingen.“

„Aber warnen?“ rief der junge Mann, der den Toast auf die Freiheit des deutschen Volkes ausgebracht hatte. „Wären wir denn schon so weit gekommen, daß wir von dem nicht mehr sprechen dürfen, wofür wir gekämpft haben? Schon nach Jahr und Tag nicht mehr?“

„Wir werden nach Jahr und Tag noch weiter gekommen sein“, sagte ein Aelterer der Gruppe.

„Macht mir den Wein nicht zu Gift, den Tag nicht zum Fluch!“ rief der junge Mann. „Den heiligen Tag, an dem wir bluteten, an dem unser Blut, unser Leben uns nichts war gegenüber der heiligen Sache der Freiheit, der Freiheit des deutschen Volkes. Ich lag an dem Tage auf den Tod; am zweiten Tage vorher schon hatten drei Kugeln mir die Rippen, die Schultern zerschossen; sie hätten mich für todt auf dem Schlachtfelde liegen lassen, wenn mein braver Hauptmann nicht mit

seinem zerschmetterten Beine neben mir gelegen hätte. Als sie den herausholten, da rief er: „Zuerst den da und dann mich!“ Und sie mußten zuerst mich unter den Todten hervorziehen — der brave Mahlberg selbst hatte sich nicht bis zu mir hinarbeiten können — dann erst durften sie ihn aufnehmen. Wir blieben aber beisammen, und wie er mich gerettet hatte, als sei ich sein Kind, so pflegte er mich wie sein Kind, und als ich am Abend des zweiten Tages nachher zum ersten Male wieder die Augen aufschlug, da waren die ersten Worte, die ich aus seinem Munde vernahm: „Junge, Ligny ist wieder gut gemacht. Die Franzosen sind heute geschlagen. Die ganze Armee ist mit ihrem Kaiser in wilder Flucht auf Paris zu; der alte Blücher verfolgt sie. Deutschland ist frei. Von heute an schreibt sich die Freiheit unseres deutschen Volkes!“ Und seht, da weinten wir beide auf unserm Strohlager und wir weinten helle Freudenthränen, obgleich unsere Wunden schmerzten und brannten, daß wir die Zähne zusammenbeißen mußten. Und heute, ein Jahr, erst ein Jahr später, sollte ich nicht einmal mehr davon sprechen dürfen, sollte ich Thränen des Zornes weinen müssen? Sollte ich dem braven Mahlberg — o, er war schon zwei Tage vorher bei Ligny der Tapferste der Compagnie gewesen; sein Muth hatte ihn in die Gefangenschaft geführt; durch Wunder der Tapfer-

keit hatte er sich wieder befreit — o, sollte ich ihm fluchen müssen, daß er mir das Leben erhielt? Nein, nein, du treuer, du edler Mann, du —“

Der Jüngling stockte plötzlich. Seine Augen starrten nach der Thür des Saals, der er gegenüber saß; er wurde schneeweiß im Gesichte, wieder glühend roth. Er sprang auf, nach der Thür hin, er breitete seine Arme aus, er lag in den Armen eines Fremden, der so eben eingetreten war.

„Mahlberg!“ rief er.

„Franz, mein lieber Franz!“ schloß ihn der Fremde in seine Arme.

Der Jüngling weinte und schluchzte krampfhaft und laut durch die tiefe Stille, welche plötzlich in dem Saale herrschte.

„Beruhige Dich, Franz!“ sagte der Fremde wie ein Vater zu seinem Kinde. „Komm zu Dir!“

Aber es dauerte lange, ehe der Jüngling Herr über sein Weinen werden konnte.

Dann nahm er die Hand des Fremden und führte ihn an den Tisch zu seinen Freunden.

„Mahlberg!“ sagte er dort nur, kein Wort weiter.

Sie wußten ja nun alle, wer er war.

Und sie standen alle auf und verneigten sich vor dem Fremden und zeigten ihm so, daß der

Name ihnen bekannt sei und wie sehr sie ihn ehrten.

Der Fremde war ein Mann in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre. Sein Gesicht hatte edle Züge, aber es lag ein tiefer Ernst auf ihnen, und es war, als ob dieser in schweren Seelenleiden seinen Grund habe, deren Herrschaft und Ausdruck von der Kraft des Geistes und des Willens des starken, tüchtigen Mannes zurückgedrängt werde.

Er ging lahm, aber er bedurfte keiner Krücke und keines Stockes; er zog nur den einen Fuß nach, der ihm in der Schlacht bei Ligny zerschossen worden war; er konnte fest und sicher auf ihn treten.

Er fand an dem Tische manchen Kriegskameraden. Hatte er auch die meisten von ihnen noch gar nicht, andere nur flüchtig gesehen — sie hatten bei verschiedenen Regimentern, meist gar bei verschiedenen Corps gestanden — die kameradschaftliche Begrüßung fand sich doch von selbst und auch an gemeinsamen Erinnerungen aus dem gemeinsamen Kriegsleben fehlte es nicht. Die Unterhaltung wurde bald wieder lebhaft, trotz jenes Ernstes des Hauptmanns Wahlberg und trotz der Schweigsamkeit seines jungen Freundes, der ihn den Andern zugeführt hatte.

Dem Ende des Tisches, an dem die Gruppe der

Studenten die Erinnerung an ihre Kriegszeit feierte, hatten sich von einer andern Seite der Tafel mehrere Studirende genahet, die zu jenem Kreise nicht zu gehören schienen. Sie hatten nicht einmal so recht das frische studentische Aussehen; langes, flatterndes Haar, graue Gesichtsfarbe, hohle Augen, schwarze deutsche Röcke zeichneten sie aus.

„Brüder, Ihr feiert die Einheit des deutschen Vaterlandes“, sagten sie, „da dürfen wir dabei sein.“

„Es sind Burschenschafter!“ sprachen einzelne der Andern unter sich.

Die Burschenschaft wurde damals bei ihrem ersten Entstehen und noch lange Zeit nachher von der Mehrzahl der Studirenden, die nicht zu ihr gehörte, mit einem gewissen Mißtrauen angesehen. Sie war mit großer Heimlichkeit gegründet; sie hielt ihren eigentlichen Zweck fortwährend im Dunkeln; was sie laut verkündete, war das Streben, eine das ganze Studentenleben umstürzende studentische Ascetik einzuführen; das war den Andern Phantasterei. Dazu kam, daß die Hauptpersonen der Burschenschaft sich in der That durch ein phantastisches Wesen hervorthaten, in ihrem Aeußern, in ihren Reden, in ihrem ganzen Auftreten.

Phantastereien halten nicht lange vor und Phantasten  
Temme, Der Domherr. II. 6



harren nicht lange aus; da wird bald ein Umschlag folgen! sagte der realistische Burschensinn.

Wie sehr er, wenigstens im Einzelnen, Recht hatte, zeigte sich schon wenige Jahre nachher.

Die Burschenschaftler wurden trotz jener Bemerkungen am Tische aufgenommen.

Sie griffen den frühern Gegenstand der Unterhaltung wieder auf.

„Ja, theure Brüder“, nahm einer von ihnen das Wort — Lantermann war sein Name; er war lang und blaß, sein Blick still und doch etwas unheimlich — „ja, meine theuren Brüder, Ihr habt nicht umsonst gekämpft für das große und einige Deutschland. Es wird werden, wofür Ihr Euer Blut vergossen habt. Es wird freilich noch manchen Kampfes bedürfen. Und da werden wir an Eurer Seite stehen, wir Jüngern, denen es nicht vergönnt war, an dem Kampfe gegen den französischen Erbfeind Theil zu nehmen. Denn wir haben noch einen andern Erbfeind, der niedergeschlagen werden muß, wenn Deutschland einig und frei werden soll, und der ist in Deutschland selbst. Sene zwei und dreißig Fürsten —“

Der Student wurde in seiner emphatischen Rede unterbrochen.

„Freund Lantermann, sehen Sie sich einmal dort

nach links um", stieß ihn einer der Nichtburschenschaftler an.

„Was soll ich da sehen?“

„Einen kleinen braunen Mann mit einem grauen Spitzbubengesichte.“

„Und was geht er mich an?“

„Er ist ein Demagogenfänger und schaut hierher, als ob er gerade im Begriff stehe, einen recht tüchtigen Fang zu thun.“

Der Student Lantermann schwieg.

Aber einer seiner Begleiter glaubte das Wort nehmen zu müssen, ein kleiner, sehr wohlgenährter Jüngling, dessen sonderbar glänzendes Gesicht von langen schwarzen Haaren so umwallt war, daß man fast nur seinen sonderbaren Glanz sah.

„Ja“, rief der, „werden wir die elenden, feigen, spionirenden Häscher fürchten, die man gegen uns aussendet? Wir kämpfen für eine große Sache; wir wollen dafür kämpfen. Und durch Spionage unterdrückt man einen solchen Kampf nicht, wie man die große Sache eines großen Volkes dadurch nicht unterdrückt. Mögen sie kommen, unsere Verfolger. Mögen sie uns niederwerfen, mögen sie uns auf die Scheiterhaufen werfen; mit dem Blute eines jeden einzelnen von uns werden tausend Rächer erstehen. Ja, Rache und Freiheit! Frei,

fromm, furchtlos, das ist unser Wahlspruch. Ihn wollen wir —“

Auch er wurde von dem Nichtburschenschafter unterbrochen.

„Edler kleiner deutscher Jüngling Bahn, wollten Sie nicht Ihre Worte und Ihren Muth für die Aneipe heute Abend aufsparen? Die Philister dort möchten sonst über uns kommen.“

„Ja, diese Philister!“

Mehr sprach denn auch der kleine deutsche Jüngling Bahn nicht.

Der junge Student — Franz Horst hieß er — hatte unterdeß so sonderbar still dabei gefessen.

„Franz Daniel“ — es war sein Studentename — „Du siehst ja so selig aus wie eine Geliebte, die plötzlich den Geliebten wiedergefunden hat; Du kannst nur schauen und hören, und in seinem Anschauen verlierst Du Dich und seine Stimme bezaubert Dich.“

„Ja“, sagte der Jüngling, „findet Ihr einmal den Mann wieder, der Euch so das Leben gerettet hat!“

Und er saß wieder still da mit dem seligen Gesichte und seine Augen hingen wie trunken an dem Freunde und sein Ohr lauschte nur den Worten desselben.

Den Hauptmann aber hatte die Bemerkung des

Andern gegen den jungen Mann ernster gemacht. Er suchte das Gespräch auf Anderes zu bringen.

„Gisbert von Nischen ist doch noch hier?“ fragte er seinen jungen Freund.

„Gewiß.“

„Er speist nicht mit Dir? Ihr wart befreundet!“

„Er lebt hier sehr eingezogen. Ich sehe ihn selten.“

„Er ist“, setzte ein Anderer der Gesellschaft hinzu, „ein Sonderling, den überhaupt Niemand sieht. Er hockt den ganzen Tag in seiner Stube und geht nur aus, um ein paar Geschichtscollegien zu besuchen. Heute —“

Der Sprechende wurde von seinem Nachbar angestoßen und fuhr nicht fort.

„D“, sagte er selbst, als wenn auch ihm klar geworden sei, daß er zuviel habe sagen wollen.

Er warf den Blick nach einer andern Seite der Tafel. Ein Göttinger Polizeibeamter saß dort, und zu diesem hatte sich der Reisende gefunden, der vorhin als Berliner Demagogenfänger bezeichnet war. Der kleine, graue, häßliche Mann schien jedes Gesicht in der Gruppe der Studenten sich tief in das Gedächtniß prägen und jedes ihrer Worte verschlingen zu wollen.

So sah ihn der Student, der unterbrochen war, und er sprach ruhig und laut, daß es in dem ganzen Saale zu hören war:

„Man muß dem König von England sagen, daß er keine Spione mehr bei sich aufnimmt!“

Das graue Gesicht des Demagogenfängers sah aus, als wolle es Gift ausspeien.

Die Studenten aber erhoben sich und verließen den Saal.

„Der Franz Daniel“, sagte draußen einer, „muß heute Nachmittag mit seinem Hauptmann allein bleiben. Sie haben sich beide genug zu sagen. Aber wo treffen wir uns alle zum Abend wieder?“

„Auf dem Ulrich!“ wurde vorgeschlagen.

„Auf dem Ulrich!“ gingen sie einverstanden auseinander.

Der Hauptmann Wahlberg und Franz Horst waren allein.

„Heute Nachmittag gehörst Du mir“, sagte Franz zu dem Hauptmann. „Fahren wir hinter den Hainberg. Ich kenne dort eine einsame Waldschenke. Wir sind allein da.“

„Führst Du mich nicht vorher zu Aschen?“ erwiderte der Hauptmann.

„Ah, zu ihm zieht es Dich mehr als zu mir?“

„Ich habe mit ihm zu sprechen, nothwendig.“

„Er ist nicht hier. Vor dem Abend triffst Du ihn nicht.“

„Ist er verreist?“

„Ich erzähle Dir unterwegs von ihm. Fahren wir.“  
Der Hauptmann willigte ein. Er schien es nicht gern zu thun.

Chaisen für die kleinen Ausflüge der Studenten stehen in Göttingen jederzeit zu Hunderten bereit. Sie fanden bald eine. Sie fuhren zu der einsamen Waldschenke.

Und unterwegs erzählten sie einander; sie hatten sich soviel zu erzählen.

„Was ist es mit Aichen?“ war doch die erste Frage des Hauptmanns.

„Er duellirt sich. Man konnte es Dir bei Tische nicht sagen.“

„Und Du secundirst dem alten Kameraden nicht, Franz? Bist nicht einmal dabei?“

„Ich erfuhr es erst bei Tische, nachdem er seit drei Stunden fort war.“

„Und warum erfuhrst Du es nicht früher?“

„Fragen wir nachher Aichen selbst. Aber vielleicht weiß er es selbst nicht einmal. Solche Sonderlinge wissen von sich am wenigsten.“

„Aichen ist ein Ehrenmann, Franz!“

„Der bravste von der Welt. Ich kenne neben Euch beiden keinen dritten und nächst Dir liebe ich keinen

wie ihn. Er war Dein Vertrauter; ich war nicht eifersüchtig auf ihn, ich war freilich ein Knabe. Du sprichst heute nur von ihm; ich sehne mich nach der Stunde, in der ich Dich zu ihm führen kann."

"Ich habe dringend mit ihm zu sprechen", sagte der Hauptmann Wahlberg. "Sehr dringend!"

Er sprach die Worte sehr ernst, fast finster.

So sah er auch vor sich hin. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

"Ja, Franz", sagte er, "Aschen war, ist mein Vertrauter. Du warst damals ein Kind, und was wir beide auf dem Herzen hatten, war nicht für Kinder. Du bist jetzt, wie jung Du auch noch bist, ein Mann, und wenn Du etwas auf dem Herzen hättest, würdest Du es mir anvertrauen?"

"Ich müßte es, Wahlberg."

"So ist es auch mir, Du braver Freund. Aber es ist ein schweres Leid, was ich Dir mitzutheilen habe. Ich muß mich vorher sammeln. Erzähle mir zuerst von Aschen, von seinem Duell, wenn Du davon weißt."

"Ich weiß davon. Die Studentenduelle sind eben keine großen Geheimnisse. Du wirst es noch aus Deiner Zeit wissen. Das Duell Aschen's zeigt ihn wieder ganz als den braven Sonderling. Göttingen hat einen großen Renommisten, wie jede Universität ihn zu jeder Zeit hat.

Er ist zugleich der beste Schläger auf der Universität; darum eben ist er der große Renommist. Darum wird er aber auch von der Menge gefürchtet und kann sich manche Ungezogenheiten erlauben. Andererseits studirt hier ein armer Theolog, der von einem magern Stipendium kümmerlich leben muß. Erste Bedingung dieses Stipendiums ist, daß es ihm verloren geht, wenn er sich duellirt. Der arme Theolog kommt nun gestern zufällig in eine Gesellschaft, in welcher auch der große Renommist ist. Dieser macht sich an jenen. Der Theolog — er ist Preuße wie wir — hat die Feldzüge mitgemacht in der Landwehr; er wurde Offizier. Er geht hier wie manche Andere, die nicht das Geld zu einem zweiten guten Rocke haben, zuweilen in seiner alten Offiziersuniform. Sie trug er auch in jener Gesellschaft. Dem Renommisten mochte sie ein Dorn im Auge sein, ein Vorwurf, daß er, der kräftige Großsprecher, zudem älter als der kleine und stille arme Theolog, keinem Feinde gegenübergestanden hatte. Er macht sich an den Theologen; er befiehlt den Uniformrock; er will Witze darüber machen. Der stille Theolog in seiner gedrückten Lage hat nur ein Mittel: er entfernt sich, um weitem Reden zu entgehen, die ihn zu einem Duell hätten herausfordern müssen. Diese Geschichte erfährt gestern Abend zufällig Gisbert Aschen. Er kennt den Theologen nicht, er hat



ihn vielleicht niemals gesehen, zum ersten Mal von ihm gehört. Er begibt sich sofort zu dem Renommisten und fordert ihn. Heute Vormittag um zehn sind sie zu dem Duell aus der Stadt gefahren. Wohin, ist nicht bekannt geworden. So erfuhr ich die Geschichte bei Tische. In diesem Augenblicke werden sie sich schon geschlagen haben. Ich fürchte, für Nischen wird es nicht gut abgelaufen sein. Sein Gegner ist der ausgezeichnetste Schläger, und er hat nie ein Rapier in die Hand genommen. Ich führe meinen Säbel und kann zur Noth schießen, und ein Renommist will ich nicht werden — so pflegte er zu sagen, wenn man ihn zum Fechtboden mitnehmen wollte. Zum Glück geben diese Studentenduelle nur Schrammen.

„Hoffen wir es auch hier“, sagte Wahlberg.

Der ernste Mann hatte sich unterdeß gesammelt und er begann von selbst:

„Jetzt von mir, Franz. Es ist Anderes, Schwereres, als worüber wir sprachen. Auch Nischen hat wohl Schwereres auf dem Herzen, als was er heute bei dem Studentenduelle aussicht; aber es geht ihm nur an das Herz. Nur an das Herz? fragt mich Dein Blick. Höre mir zu; das, was ich Dir von mir zu sagen habe, trifft zugleich das Herz und die Ehre, trifft beide vernichtend. Du siehst, wie ich Dich liebe, daß ich es Dir erzählen kann.“

Ich arbeitete als junger Assessor bei der Regierung in Breslau. Ich lernte dort die Tochter eines Regierungssecretärs kennen, Agathe Fahrner. Ich hielt sie für einen Engel, sie war es; ja, sie war es dennoch. Wir liebten, wir verlobten uns. Sie wurde meine Frau, als ich Regierungsrath wurde. Wir lebten glücklich. Bald darauf brach der Krieg los. Ich folgte dem Rufe des Königs unter die Fahnen. Um mich zu belohnen, wurde ich, während ich im Felde war, mit erhöhtem Gehalte an die Regierung von Minden versetzt. In der Schlacht bei Leipzig hatte ich eine Wunde erhalten, die mich auf mehrere Wochen kampfunfähig machte. Es wurde mir daher ein Urlaub bewilligt, meine neue Stelle anzutreten. Gleichzeitig brachte ich meine Frau nach Minden. In Breslau war sie allein; ihr Vater war von da versetzt worden. In Minden hatte ich einen treu bewährten Freund, dem ich sie anvertrauen durfte.

So meinte ich.

Ich kehrte zur Armee zurück. Wir hatten bald wieder schwere Kämpfe zu bestehen drüben in Frankreich. Mit meiner Frau konnte ich einen regelmäßigen Briefwechsel unterhalten. Ihre Briefe waren die liebevollsten. Sie wurden nach einiger Zeit sogar so sonderbar liebevoll; sie hatten den Ton einer Uberschwänglichkeit, die ihrem einfachen, klaren Wesen bisher ganz fremd ge-

wesen war und die deshalb um so mehr mich ängstigte. Ich schrieb ihr das zuletzt, und ich hatte ihren letzten Brief erhalten — die paar Zeilen, die sie mir später noch schrieb, waren kein Brief mehr. Ihr Schweigen war mir unerklärlich; meine Bemerkung hatte es nicht hervorgerufen, hatte sie kaum verletzen können. Ich mußte es eben mit jener Ueberschwänglichkeit in Verbindung bringen. Meine Angst verdoppelte sich. Ich schrieb an den Regierungsrath von Schilden — so hieß mein Freund, dem ich sie anvertraut hatte. Ich mußte zum zweiten Male an ihn schreiben, ehe ich auch von ihm eine Antwort erhielt. Seine Antwort war dann, meine Frau sei verschwunden; er wisse weder wohin, noch warum. Sie sei schon seit längerer Zeit traurig, verstimmt, melancholisch gewesen, habe sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, Niemand sehen wollen. Auch seine Besuche habe sie nur selten angenommen; seinen Tröstungen sei sie unzugänglich gewesen; was ihr fehle, habe sie ihm nie sagen wollen. Plötzlich, vor vier Wochen, sei sie verschwunden, und es habe ihm nicht gelingen wollen, irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Weil er dies gehofft, habe er mir nicht sofort auf meinen ersten Brief geantwortet. Jetzt dürfe er mir die traurige Wahrheit nicht länger vorenthalten. Er fürchte, ihre unbegreifliche Melancholie sei zu einer förmlichen Krankheit ihres Gemüths

geworden und habe die Kranke zum Selbstmorde getrieben.

Soll ich Dir noch sagen, wie furchtbar mich jedes Wort dieses entsetzlichen Briefes traf? Was war es mit der Frau, die ich so innig liebte, die mir das treueste Weib gewesen war? Was hatte sie so traurig machen, was hatte ihre Melancholie bis zu solcher Krankheit steigern können? Aber war es denn so, wie der Freund mir schrieb? Konnte ich andererseits seine Mittheilung bezweifeln? War denn nicht Schilden mein ältester, mein treuester Freund, auf dessen bewährte Liebe und Freundschaft ich Häuser bauen durfte? Ich kannte ihn vom Gymnasium her; wir hatten zusammen die Universität besucht, zusammen unser Examen gemacht. Dann freilich waren wir aus einander gekommen, und erst in Minden hatten wir uns wieder getroffen. Aber er hatte mir ja immer nur das freundschaftlichste und offenste Herz gezeigt und selbst seine Fehler nicht vor mir verborgen, und ich hatte eigentlich nur einen Fehler an ihm erkannt, den eines, wie ich meinte, zu weit getriebenen Ehrgeizes. Was konnte ihn veranlassen, mir über meine Frau die Unwahrheit zu schreiben? Und was hätte es Anderes sein können, als was er mir schrieb? Was aber war es denn eigentlich, was er schrieb?

Ich konnte es nur an Ort und Stelle erfahren.

Wir rückten am 31. März vorigen Jahres in Paris ein. Drei Wochen später flog ich nach Minden. Schilden war nicht da; er war auf einer Dienstreise begriffen. Ich erkundigte mich in dem Hause, in dem meine Frau gewohnt hatte, bei meinen andern wenigen Bekannten in Minden. Ich erhielt die Bestätigung der Nachrichten, die mir Schilden mitgetheilt hatte; weiter nichts; meine Frau hatte eben seit Monaten vor ihrem Verschwinden keinen Menschen gesprochen, es hatte kein Mensch sie gesehen. Schilden hatte mir also auch die Wahrheit geschrieben. Hatte er? Ich mußte ihn dennoch selbst sprechen. Ich reiste ihm nach; es dauerte lange, bis ich ihn fand. Er bearbeitete die Steuer- und Zollpartie bei der Regierung; da mußte er die Grenzen der halben Provinz Westfalen bereisen. Endlich traf ich ihn. Aber er hatte mir Alles geschrieben, was er wußte. Ein paar Einzelheiten konnte er noch beifügen; sie waren unbedeutend; sie gaben mir kein klareres Licht, keine weitere Spur. Er sprach mit seiner alten, treuen, freundschaftlichen Offenheit; er nahm einen so innigen Antheil an meinem Schmerz.

Er war dennoch ein Verräther, der gemeinste, niederträchtigste Verräther!

Ich suchte noch die Mutter meiner Frau auf. Sie wußte weniger als ich.

Ich mußte zur Armee nach Frankreich zurückkehren. Erst im Juni, nachdem der Pariser Friede geschlossen war, konnten wir wieder nach Deutschland marschiren.

Ich trat meine Regierungsrathsstelle in Minden an, und vierzehn Tage später erhielt ich einen Brief von meiner Frau.

Er war aus dem kleinen westfälischen Städtchen Warendorf geschrieben. Er enthielt nur wenige Worte; ich weiß sie auswendig.

„Ich darf Dich nie wiedersehen; ich bin Deiner nicht mehr würdig. Ich wurde das Opfer des elendesten Verraths, der schmachvollsten Verführung. Ich konnte Dir nicht früher auf eine Weise schreiben, daß der Brief sicher in Deine Hände kam. Erst jetzt erfuhr ich Deine Rückkehr nach Minden; ich erfülle sofort die Pflicht der Wahrheit gegen Dich. Du wirst, Du kannst mich nicht auffuchen wollen. Aber es wäre möglich — wer kann die Schicksale der Menschen vorher wissen? — daß Du einmal meiner bedürftest, dann erfrage mich bei dem Postmeister Feldmann in Warendorf.

Agathe.“

Wer war der elende Verräther, der schändliche Verführer? Von meiner Frau durfte ich es nicht erfahren. Sie hatte Recht; ich durfte, ich konnte sie nie wiedersehen, nie wieder mit ihr in irgend eine Verbindung treten,

ich möchte denn vorher ihre völlige Schuldlosigkeit ermittelt haben. Aber konnte sie schuldlos sein? Ist überhaupt eine Frau schuldlos, die sich verführen läßt? Und sie, sie hatte ihren Mann in täglicher, steter Lebensgefahr, sie hatte ihn im Kampfe für die heiligste Sache gewußt; sie hatte mir Briefe der zärtlichsten, der heiligsten Liebe geschrieben und doch und bei dem Allem mich verrathen, die Treue des Weibes gebrochen, die Ehre ihres Mannes geschändet!

Und wer der Verräther, der Verführer war?

Ich suchte noch einmal den Regierungsrath von Schilden auf.

Er war wieder auf einer Dienstreise.

Er war Chef des Grenzzollwesens für den Regierungsbezirk geworden und stand im Begriff, die Zollwache an den Grenzen neu zu organisiren, die unter seinem Vorgänger vernachlässigt worden war. Er konnte sich dadurch neue Verdienste, baldige Weiterbeförderung erwerben.

Ich traf ihn an der hannoverschen Grenze in dem Flecken Rahden. Ein Ministerialrath aus Berlin machte gemeinschaftlich mit ihm die Reise; mehrere andere Beamte waren mit ihnen.

Es war Abend, als ich in dem Städtchen eintraf und in dem einzigen Gasthose abstieg. Ich erfuhr, daß die

Herren, seit einer halben Stunde von einer Inspection zurückgekehrt, sich so eben unten im Gastzimmer zur Abendtafel gesetzt hatten.

Ich begab mich in das Gastzimmer. Ich trat ein während einer lebhaften Unterhaltung.

War mein ältester und treuester Freund der Verräther, der Verführer meines Weibes?

Er hatte mit jener Sicherheit und Klarheit mir den Brief über ihre unbegreifliche Flucht schreiben, er hatte dann, vor noch wenigen Wochen, mit jener wahren Freundestheilnahme seinen Brief mir bestätigen können — mußte er nicht der elendeste Schurke und vollendetste Heuchler sein, wenn er der Verräther und Verführer war? Aber hätte auch ein Anderer als der verworfenste Bösewicht und schamloseste Heuchler so den Freund verrathen, ein armes Weib zu seinem Opfer machen können?

Ich mußte ihm in einer Weise begegnen, daß er nicht noch einmal seine Künste der Heuchelei gegen mich versuchen konnte.

Ich trat von ihm unbemerkt in das Zimmer.

Er führte das lebhafteste Gespräch, das ich vor der Thür vernommen hatte. Er war dessen Mittelpunkt. Er saß neben dem Berliner Geheimrathe; er setzte diesem und den andern Beamten etwas auseinander. Sie



hörten ihm mit dem Ausdrücke gespannter Aufmerksamkeit, ungetheilten Beifalls zu. Jeder Zug seines Gesichts zeigte, wie ihm das schmeichelte, wie es ihn beglückte.

So hatte er auf nichts Anderes geachtet, meine Ankunft nicht gewahrt.

Er saß zur Linken des Ministerialraths und sprach nach diesem hingewandt.

Ich suchte mir an der Tafel einen Platz aus, daß ich ihm schräg links gegenüber saß. Sowie er den Kopf wandte, mußte er mich sehen.

Es dauerte lange, ehe er sich wandte.

Ich hielt ihn fest im Auge. Sowie er mich sah, sollte er auch meinem still und fest nur auf ihn gerichteten Blick begegnen.

Er war so glücklich, so sorg-, so ahnungslos. War es denn möglich, daß er der Schurke, der Heuchler war? Die langen Jahre unserer treuesten, offensten Freundschaft traten wieder vor mich, sein reicher, klarer Geist, sein Herz, das ich nur als edel, als hingebend erkannt hatte. Er hatte freilich immer den unbändigen Ehrgeiz besessen; aber muß der Ehrgeiz ehrlos machen?

Er wandte sich um, schnell, plötzlich. Ein Beamter, der mein zweiter Nachbar war, hatte eine Frage an ihn gerichtet; er mußte auf die Frage antworten; sein Blick mußte mich streifen, mich treffen.

Er traf mich. Unsere Augen begegneten einander. Ich saß ruhig, unbeweglich da, die Lippen zusammengepreßt; mein Gesicht mochte bleich genug sein; so sah ich ihn an, stumm, regungslos, mit dem festen, finstern Blicke, der seine Augen bis auf den Grund durchbohren, durch sie in die tiefste Tiefe seines Innern dringen, darin den Verrath, die Lücke, die Niederträchtigkeit, die Gemeinheit auffuchen wollte.

Er wurde weiß wie die Wachskerze, die vor ihm stand; seine Augen flogen, wie von einem blendenden Blitze getroffen, zu Boden, suchten dann irr umher, nur nach mir nicht; seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Die Andern sahen ihn verwundert, erschreckt an. Sie sahen von ihm auf mich.

Sie mochten über meinen Anblick noch mehr erschrecken. Ich war wie ein unheimliches Nachtgespenst unter ihnen.

Ich erhob mich langsam und verließ schweigend den Saal. Ich sah mich nach keinem von ihnen mehr um.

So begab ich mich auf mein Zimmer.

Was nun weiter?

Der Glende war der Verräther, der Heuchler. Der Heuchler war er vielleicht schon immer gewesen. Nur die stärksten, die edelsten Charaktere können der Unwahrheit widerstehen, mit welcher Ehrgeiz nur zu gern sich

umgibt. Der Weg der Unwahrheit ist der zur Ehrlosigkeit.

Aber was nun weiter mit ihm?

Er hatte mein braves Weib verdorben, meine Ehre vernichtet.

Mein erster Gedanke war sein Blut.

Ich mußte lange mit mir kämpfen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß Rache nie die Genugthuung eines Mannes sein dürfe, dem die innere Ehre durch keinen äußern Angriff verletzt werden kann.

Ich vermochte auf jede Rache zu verzichten; es war ein schwerer Sieg, den ich über mich gewann.

Ich wartete in meinem Zimmer, bis unten das Nachtessen zu Ende war, bis ich einzelne der Herren heraufkommen und in ihre Zimmer gehen hörte. Dann schickte ich den Kellner zu Schilden und ließ ihn bitten, zu mir zu kommen. Ich war begierig, ob er kommen werde; kam er nicht, so wollte ich zu ihm gehen; wollte er mich nicht zu sich einlassen, dann verdiente seine Feigheit eine Züchtigung.

Er kam.

Ich empfing ihn mit vollkommener Ruhe. Nicht mit Kaltblütigkeit; das Blut kochte in mir. Aber der Himmel hatte mir eine fast wunderbare Kraft gegeben, mich zu beherrschen. Sie war mir ein Zeichen, wie sehr

ich den rechten Weg gegen den Elenden eingeschlagen habe.

Er trat mit blassem Gesichte, mit unsicherem Blick zu mir ein. Er wollte sich Muth machen, er vermochte es nicht. Die vollste Feigheit hatte ihn zu mir geführt, die Feigheit des schlechten Gewissens, das Bewußtsein der eigenen Niederträchtigkeit, die zu gar nichts mehr Muth hat, nicht zum Widerstehen, nicht einmal zum Fliehen, die nur noch die Resignation hat, Alles über sich ergehen zu lassen, was kommen wird, damit es nur so bald wie möglich zu Ende sei.

Ich mußte ihn darauf ansehen, lange, schweigend.

Er konnte meinen Blick, die Stille nicht ertragen, der Elende.

„Was wolltest Du von mir?“ sprach er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme.

„Hast Du meine Frau verführt?“ fragte ich ihn.

Ich war unwillkürlich näher an ihn herangetreten.

Er wich in seiner Feigheit an die Thür zurück.

Ich konnte ein Lächeln der Verachtung für ihn haben.

„Fürchte Dich nicht, Schilden. Aber antworte mir.“

Er konnte nicht sprechen.

„Wenn Du mir nicht antwortest“, fuhr ich fort, „oder wenn Du lügst, dann fürchte mich.“

„Ja!“ preßte er heraus.

„Du bist also der Verführer des armen Weibes?“

„Ich sagte es Dir.“

„Hast Du für sie gesorgt? Vielleicht auch für ihr Kind?“

„Sie wollte nichts von mir annehmen.“

„Hat sie ein Kind?“

„Ja.“

Ich hatte keine Frage weiter an ihn; ich war also mit ihm fertig.

Aber es zuckte unwillkürlich in mir, ihn zu züchtigen. Meine Hand erhob sich nach ihm, nach seinem von der Furcht fast verzerrten Gesichte.

Ich überwand auch das.

Er war mir zu verächtlich. Der Büttel züchtigt den Ehrlosen.

„Geh!“ sagte ich.

Er ging.

Draußen mochte es ihm leichter werden.

Ich konnte seit langer Zeit zum ersten Male wieder aus freierer Brust aufathmen. Ich war in keiner Ungewißheit mehr. Ich hatte den schwersten Sieg meines Lebens erkämpft. Ein tiefer und schneidender Schmerz war allerdings in meiner Brust zurückgeblieben; ich konnte ihm gebieten, daß er nicht die Herrschaft über mich gewann.

Das Andenken an den Verräther habe ich aus meinem Herzen reißen können. Ich habe einen Feind voll des giftigsten, tödtlichsten Hasses an ihm erworben; aber was kümmert mich das?

Meine Frau, wie hatte ich sie geliebt! Wie sie mich! Zeigten nicht jene Zeilen an mich, daß sie mich noch liebt? Und welche entsetzlichen Künste der Verführung, des Verraths hatte der Schurke anwenden müssen, um das arme Weib zu verderben! Aber an meiner Seite durfte sie nicht wieder leben. Ich durfte mich andererseits nicht gerichtlich von ihr scheiden lassen. Kein Mensch außer den drei Betheiligten kannte meine Schande. Ein Scheidungsproceß hätte sie der Welt geoffenbart. Wir durften uns nur nicht wiedersehen, nie wieder eine Gemeinschaft mit einander haben. Das war klare, volle, feste Ueberzeugung in mir. Aber sie konnte das Andenken an die Arme, an die, deren Liebe mein Leben gewesen war, nicht aus meiner Brust verbannen.

Eine Freude, eine Hoffnung kam wieder in mein Herz, als Napoleon von Elba entwichen war, als der König seine Landwehren zum zweiten Male unter die Fahnen rief. In der Stunde des Aufrufs eilte ich zu meinem Regimente. Ich hoffte in dem Kampfe für den König und das Vaterland einen ehrenvollen Tod zu finden.

Du weißt, wie es anders kam. Die erste Kugel, die mich traf, zerschmetterte mir nur den Fuß, machte mich kampfunfähig für die schnell folgenden Schlachten.

Und nun, Franz, warum ich nach Göttingen gekommen bin, Gisbert Mischen auffuche.

Meine Frau sollte mit ihrem Kinde nicht der Noth anheimfallen. War sie zu stolz gewesen, von dem Verräther eine Unterstützung anzunehmen, hatte ich auch nicht den Versuch machen dürfen, ihr meine Hülfe anzubieten, so war es mir um desto mehr eine Herzenspflicht, nach meinem Tode für sie zu sorgen. Ich mußte mich dazu Jemand anvertrauen. Es war unser Freund und Kamerad Mischen, dem ich mich entdeckte, wenige Tage vor der Schlacht von Ligny. Er — er konnte in den Kämpfen, die uns bevorstanden, fallen wie ich — so schrieb er an seinen Onkel, den Domherrn von Mischen. Der Domherr von Mischen hatte sich darauf sofort meiner Frau angenommen und sie untergebracht. Er hatte es bald nach der Beendigung des kurzen Feldzugs an Gisbert geschrieben; Gisbert theilte es mir mit. Seitdem habe ich nichts wieder von der Unglücklichen gehört. Ich konnte zuletzt der Sehnsucht nicht widerstehen, Nachricht von ihr zu erhalten. Den Ort, wo er sie untergebracht, hatte der Onkel Gisbert's nicht genannt. Ich hätte ohnehin nicht zu ihr reisen dürfen. So nahm ich Urlaub —

nach Minden war ich seit jener Begegnung mit Schilden nicht zurückgekehrt; ich ließ mich an die entlegenste Regierung des Staates, nach Gumbinnen versetzen — von dort reiste ich hierher, um durch Gisbert von seinem Onkel Nachricht über meine Frau zu erhalten und zugleich den treuen Freund wiederzusehen. Und ich treffe auch Dich hier, Du braver Franz, und ich wollte, Du könntest mit mir fühlen, wie mir wieder eine Last vom Herzen gefallen ist, nachdem ich auch dem zweiten Freunde, den ich liebe wie den ersten, mich entdecken und auch in seinen Augen habe lesen können, daß noch ein edles und zugleich ein so lebhaft und feurig schlagendes Herz meinem Handeln seine Zustimmung gibt.“

Mahlberg endigte seine Mittheilung.

Franz Horst hatte ihm still zugehört. Er saß auch jetzt schweigend da, in tiefem Nachsinnen; er drückte nur, wie dankbar, dem Freunde die Hand. Nach einer Weile aber sprach er:

„Du hast gehandelt wie ein Ehrenmann. Aber was Deine Ehre Dir verbot, das fordert sie von Deinen Freunden.“

„Franz“, rief Mahlberg, „hätte ich Dir darum mein Vertrauen geschenkt? Soll das Dein Dank sein?“

„Wo hält sich der Regierungsrath Schilden jetzt auf?“ fragte der Jüngling.



„Ich beschwöre Dich, Franz! Stelle meine Ehre nicht doppelt bloß, indem Du sie zu beschützen meinst.“

Da sah der junge Student den ältern Freund mit so klarem Blick an.

„Fürchte nichts, Wahlberg. Ich werde jenen Menschen nicht auffuchen, nicht heute, nicht jemals; das verdient der Elende nicht. Aber der Zufall, vielmehr sein Geschick, wird ihn mir einmal entgegenführen, und dann werde ich in anderer Weise, als Du es durftest, ihm zeigen, wie man niederträchtige Verräther züchtigt. Sage mir nicht, wo er ist; er entgeht mir nicht. Und je höher sein Ehrgeiz, wie Du es nennst, ihn seine Carrière hat machen lassen, desto sicherer und gerechter wird das ihn treffen, was ihm werden muß. — Und nun sprechen wir von Gisbert. Auch ihn drückt etwas. Und es ist etwas Schweres. Ich habe es ihm oft angesehen. Er hat allerdings einen ruhigen, fast phlegmatischen Charakter. Aber das Phlegma, das er zeigt, ist nicht ganz seine Natur. Ein großer Theil davon ist mir immer wie gemacht vorgekommen; er will darunter den Druck, das Leiden, den Schmerz seines Innern verbergen, wie er überhaupt zu den Menschen gehört, die nicht bemerkt sein wollen, die ihr Glück am meisten in ihrem innern Leben finden. Sie müssen freilich deshalb ein gewisses Maß von Phlegma besitzen, um sich das Leben ihres Innern

ruhig und harmonisch gestalten zu können. Ihr Phlegma ist ihnen dazu gleichsam der Panzer, der Fremdes und Störendes von ihnen abhält."

"Ich glaube", sagte Mahlberg, "daß Du unsern Freund richtig beurtheilst. Es drückt ihn in der That etwas Schweres. Was es ist, darf ich Dir nicht sagen; es ist fein, nicht mein Geheimniß. Sein Unglück hat Aehnlichkeit mit dem meinigen, und es ist doch ein so ganz anderes, und auch er kann sich ihm nicht entziehen, er vielleicht noch weniger als ich."

Sie hatten die Waldschenke erreicht, die das Ziel ihrer Fahrt war.

Sie waren um die Höhe des Hainbergs herumgefahren und hatten sich dann lange in dem Walde gehalten, der auf der andern Seite des Bergs sich weit in das Land hineinzieht; darauf waren sie in eine schmale Schlucht eingebogen, an deren jenseitigem Ende die Schenke, noch unter Bäumen, aber am Saume des Waldes, vor ihnen lag.

Es war ein einzelnes Haus. Vor seiner ganzen Fronte hin zogen sich zu beiden Seiten der Eingangsthür zwei lange Lauben von Weinreben. Rechts war ein Stall angebaut, links ein größeres Zimmer mit hohen Fenstern, wahrscheinlich ein Tanzsaal für Sonntagsgäste.

Das Haus lag einsam und still da.

Die Stille wollte den beiden Freunden, als sie vorfuhr, fast sonderbar vorkommen. Man hatte im Hause das Nahen des Wagens schon seit ein paar Minuten hören müssen; dennoch ließ sich kein Mensch zum Empfange sehen. Der Kutscher fuhr nach der Stallthür hin; die Thür war nur angelehnt; auf einmal wurde sie von innen fester zugezogen und verschlossen, ohne daß Jemand zum Vorschein kam.

„Wirthschaft!“ rief Horst laut.

Auch auf den Ruf erschien Niemand.

Er wollte sich verwundern.

„Die Leute hier sind doch sonst so aufmerksam.“

Er wiederholte seinen Ruf lauter.

Endlich kam eine alte Magd aus dem Hause.

Sie sah verlegen, ängstlich aus.

„Was befehlen die Herren?“ fragte sie scheu.

Horst verwunderte sich noch mehr.

„He, alte Ilse, seit wann bedienst Du denn die Gäste hier? Früher war nur der Kuhstall Dein Departement.“

Die Alte hatte keine Antwort.

„Wo ist die Frau Lehmann?“ fragte der Student.

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist denn Mariannchen?“

„Ich weiß es auch nicht.“

„Hier geht etwas vor“, sagte der Student, „und ich muß wissen, was es ist.“

Er ging in das Haus.

Er war bekannt darin.

Als er in den Flur trat, kam ihm durch eine Seitenthür ein hübsches junges Mädchen entgegen.

Sie sah verstört aus wie die alte Magd.

„Mariannchen, was habt Ihr denn hier?“

„Nichts, nichts, Herr Horst.“

„Nichts, nichts? Ich muß auch das Nichts wissen, aller Logik Göttinger Professoren zum Trost.“

Er ging zu der Thür, durch die das Mädchen gekommen war.

„Um Gotteswillen, Herr Horst!“ hielt sie ihn fast gewaltsam zurück.

Er drang nicht weiter vor.

„Mariannchen, ist hier ein Unglück passiert?“ fragte er.

Das Mädchen sah ihn noch einen Augenblick zweifelhaft an.

„Wer ist der Herr, der mit Ihnen kam, Herr Horst?“

„Ah, Ihr hattet uns also gesehen?“

„Ja.“

„Und darum Eure Angst?“

„Um des Fremden willen, Herr Horst.“

„Er ist ein alter Freund und Kriegskamerad von mir.“

„Und zuverlässig?“

„Wie Gold und Sie, Mariannchen.“

„Dann hören Sie. Im Tanzsaale liegt ein Student schwer verwundet. Sie fürchten, daß er sterben müsse.“

„Ein Duell?“

„Ja.“

„Und wer ist es?“

„Wir kennen die Herren nicht.“

„Wie sieht der Verwundete aus?“

„Ein großer, hübscher Herr mit blonden Haaren.“

„Ahsen!“ tauchte eine Ahnung in dem Studenten auf.

„Haben Sie den Namen Ahsen oder Gisbert gehört, Mariannchen?“

„Sie nannten gar keine Namen. Die Herren schienen sehr erbittert gegen einander zu sein. Es werde heiß und schwer hergehen, hörte ich einen schon vorher sagen.“

„Mariannchen“, sagte der Student, „rufen Sie einen der Herren heraus; der Franz Daniel Horst sei da, sagen Sie.“

Das Mädchen kehrte durch die Thür zurück, durch die sie gekommen war.

Nach ein paar Augenblicken trat mit ihr ein Student heraus.

Es war eine jener großen, schlanken, und doch kräfti-

gen Kurländergestalten, die man noch heute oder heute wieder auf den deutschen Universitäten häufig antrifft.

„Ist es Gisbert Mchen, Kurik?“

„Leider ja.“

„Ist es so gefährlich mit ihm, wie das Mädchen sagte?“

„Es war gefährlich. Die große Pulsader unter dem rechten Arm war ihm durchgeschnitten. Konnte sie nicht unterbunden werden, so war der Tod unvermeidlich. Es dauerte lange, ehe sie nur gefunden wurde. Dann wollte lange das Unterbinden nicht glücken. Diese gewöhnlichen Baukärzte verlieren bei ungewöhnlichen Dingen den Kopf.“

„Und wie ist es jetzt?“

„Alles in Ordnung. Der Verwundete muß nur Ruhe haben. Zum Abend bringen wir ihn in die Stadt.“

„Warum kann er nicht hier bleiben?“

„Die Wirthsleute wollen uns nicht über Nacht behalten. Hier sei noch nie ein Duell gewesen; die Sache könne ruchbar werden; man nehme ihnen dann die Wirthschaftsconcession.“

„Darfst Du mich zu ihm führen, Kurik?“

„Er soll sich vor jeder Aufregung hüten, sagt der Arzt. Aber ich will fragen.“

Horst besann sich.

„Frage nicht. Ich verzichte, es ist besser.“

Der Kurländer kehrte in den Tanzsaal zurück, der heute zum Pauksaal geworden war.

Horst ging in die Laube vor dem Hause, in welcher Wahlberg zurückgeblieben war.

„Kaffee!“ bestellte er vorher bei dem hübschen Mariannchen.

„Ein eigenes Zusammentreffen!“ sagte er zu Wahlberg. „Nischen hat sich hier geschlagen.“

„Und?“

„Er ist schwer verwundet, aber außer Gefahr.“

„Und wir gehen nicht zu ihm?“

„Er soll in vollster Ruhe bleiben, ohne die geringste Aufregung. Nun würde mein Anblick ihn freilich nicht aufregen, aber desto mehr der Deinige, schon die Nachricht von Deiner Anwesenheit. Da verzichtete ich ganz.“

„Du thatest recht.“

„Ich werde aber heute Nacht bei ihm wachen und morgen führe ich auch Dich zu ihm.“

Mariannchen brachte den Kaffee.

Sie sah noch verstört aus, aber Schreck und Angst hatte sie überwunden; da mußte sie erzählen.

„Es war das erste Duell hier im Hause, Herr Horst. Aber diese Angst, die ich gehabt habe! Wie die Hiebe fielen! Und wie die Funken aus dem Stahle flogen!“

„Sie mußten also trotz Ihrer Angst zusehen, Mariannchen?“

„Nur zuhören, Herr Horst, und nur einmal sah ich einen Augenblick durch die Thür. Ich hatte so viel von den Duellen der Herren Studenten gehört, oder von den Paufereien, wie die Herren sagen.“

„Erzählen Sie, Mariannchen.“

„Die Herren“, erzählte Mariannchen, „kamen gegen Mittag hier an, in zwei Kutschen. Die Kutscher sagten nachher, sie hätten Umwege gemacht, damit man sie nicht verfolgen solle. Aus dem ersten Wagen stiegen vier Herren heraus, die alle so wüßt und häßlich aussahen; die Bärte und die Haare und die Kleider waren ihnen so unmordentlich. Am häßlichsten unter ihnen war ein Großer, Starcker mit einem rothen, breiten Gesicht. Er und einer von seinen Begleitern, waren die einzigen, die ich schon früher hier gesehen hatte; im vorigen Herbst, an einem Sonntag, als Tanz hier war. Sie gingen damals auf den Tanzboden, fingen mit aller Welt Streit an und wurden zuletzt von den Bauerburschen hinausgeworfen. Die forderten nun auch sogleich Rum. Aus der zweiten Kutsche kamen nur feine, vornehme Herren, und besonders gefiel mir der hübsche blonde Herr, der nachher von dem Andern, dem Häßlichen mit dem breiten, rothen Gesichte, so schwer verwundet wurde. Sie gingen gleich nach



ihrer Ankunft in den Tanzsaal. Daß sie sich dort duelliren wollten, sagten sie nicht. Mein Vater hätte ihnen sonst den Tanzsaal nicht aufgeschlossen. Aber wir wurden es bald gewahr, freilich als es zu spät war. Ich mußte Wasser, warmes und kaltes, in den Saal tragen, und da sah ich, wie einer von den Herren Verbandzeug auspackte, Messer und Scheeren und Leinwand und Charpie, und dann, wie die Beiden, der große Häßliche und der hübsche Blonde, ihre Röcke auszogen und wie ihnen große Schläger in die Hand gegeben wurden. Ich konnte vor Schreck kaum wieder aus dem Saale kommen. Draußen aber mußte ich an der Thür stehen bleiben, um zu wissen, was nun weiter kommen werde. Und da ging denn ein schreckliches Schlagen los; Hieb fiel auf Hieb und immer schneller und schwerer. Und dabei hörte man nichts Anderes; keiner von allen den Menschen, die da waren, sprach ein Wort. Es war, als wenn die Beiden sich schlagen wollten, bis der eine von ihnen todt sei, und als wenn alle die Andern das ruhig abwarten wollten. Es wurde mir ordentlich grausig und ich mußte einmal durch die Thür sehen, die ich nur angelehnt hatte. Und da sah ich, wie der Häßliche, der beinahe um einen Kopf länger war als der Andere, immer von oben her auf diesen einschlug, daß die Funken aus der Klinge fuhren; und er wurde immer zorniger und

röther im Gesichte, weil er seinem Gegner nichts anhaben konnte. Der hübsche blonde Herr stand dem wüthenden Menschen so ruhig gegenüber, als wenn er nur mit ihm spiele. Ich dachte mir, er wolle es so absehen, wann er ihm einen tüchtigen Hieb versetzen könne. Auf einmal war es anders gekommen. Wie, das wußte ich selbst nicht. Ich hatte nichts Besonderes gesehen oder gehört; aber plötzlich sah ich Blut in die Höhe spritzen, zur Erde fließen; die beiden Gegner wurden auseinander gerissen; der blonde Herr wurde weiß wie die Wand und sank um. Ich flog aus der Thür zurück, mir vergingen die Sinne; ich sah und hörte lange nichts, bis meine Mutter vor mir stand, auch mit einem leichenblaffen Gesichte, und mir sagte, der blonde Herr sei schwer verwundet, und die beiden Aerzte fürchteten, er werde nicht mehr lebend den Saal verlassen. Nachher ist es aber doch mit ihm wieder besser geworden und jetzt ist er außer Gefahr."

Die beiden Freunde warteten, bis der Tag sich zum Abend neigte. Sie ließen dann zuerst den Wagen mit dem Verwundeten langsam zur Stadt fahren und fuhren darauf selbst schneller zurück.

Der Abend war dunkel geworden.

Das hübsche Gretchen stand in dem Zimmer ihres Hausgenossen, des Studenten Freiherrn Gisbert von Nischen.

In dem Zimmer war kein Licht.

Gretchen hatte Lampe und Kerze auf den Tisch gestellt und Feuerzeug daneben. Sowie sie den Herrn die Treppe heraufkommen hörte, konnte sie Licht machen, daß er das Zimmer hell fand, wenn er eintrat.

Aber er kam noch immer und immer nicht.

Sie wartete vergebens auf ihn, schon lange. Sie horchte nach der Straße hinaus, sie horchte nach der Treppe hinunter. Draußen in der Weender Straße wogten an dem schönen Sommerabend die Menschen wohl auf und ab, scherzend, plaudernd, lachend, lustige Lieder singend, Liebe flüsternd. Aber ein Wagen kam nicht, die Hausthür unten wurde nicht aufgemacht, und drinnen blieb es auf der Treppe still, und in dem dunklen Zimmer des Studenten hörte man nur den schweren Seufzer, der sich der Brust des jungen Mädchens entrang.

Sie warf einen Blick über die Straße hinüber nach den Fenstern der schwarzen Maske. Die Fenster waren hell, aber die Vorhänge waren zusammengezogen. Man konnte trotzdem sehen, wie in dem Zimmer sich Jemand

in der Nähe der Fenster bewegte; manchmal schien es ihnen ganz nahe zu kommen; ein Kopf mußte sich an die Scheiben gelegt haben.

„Sie horcht wie ich“, sagte sich Gretchen. „Was mag er sie angehen? Ob sie schön ist?“

Da kam Jemand die Treppe herauf.

„Der Baron? Hätte ich überhört, daß die Hausthür aufging? Ich achtete nur auf die Maske. Was geht sie denn mich an?“

Gretchen flog vom Fenster zu dem Feuerzeuge am Tisch. Sie flog wieder zurück zu dem Fenster; sie zog auch die Vorhänge zusammen.

„Die drüben braucht nicht zu wissen, was hier vorgeht.“

Dann zündete sie das Licht an.

Die Thür wurde geöffnet.

Franz Horst trat ein.

„Sie, Herr Horst?“

„Wie Sie sehen, schönes Gretchen.“

Der Student Gisbert von Alsen lebte sehr eingezogen, wie Horst dem Hauptmann oder Regierungsrath Wahlberg erzählt hatte, ging wenig aus und sah wenig Bekannte bei sich. Horst war aber doch wohl manchmal bei ihm gewesen, und so war der junge Student mit dem hübschen Gretchen bekannt wie

draußen in der Waldschenke mit dem hübschen Mariannchen.

„Sie hatten mich wohl nicht erwartet, Gretchen?“ fragte er.

„Nein, Herr Horst.“

„Aber den Baron Nischen?“

„Ja.“

„Er wird in einer Viertelstunde hier sein.“

„Sie wissen von ihm? Was ist mit ihm geschehen?“

„Er ist verwundet.“

Gretchen wurde leichenblaß; sie war am Umsinken wie am Nachmittage das hübsche Mariannchen in der Waldschenke.

„Na, armes Gretchen, setzen Sie sich. Es hat keine Gefahr mit ihm. Ich werde nur heute Nacht bei ihm wachen —“

„Und ich, Herr Horst!“

„Wir beide also, und —“

Der Student wollte einen Scherz hinzufügen. Es verging ihm doch, als er in das angstvolle Gesicht des hübschen Kindes sah.

„Mir lag es den ganzen Tag in den Gliedern“ sagte sie. „Und als er den Nachmittag nicht nach Hause kam, und es immer später wurde, da wußte ich, daß meine Angst keine vergebliche gewesen war.“

„Wußten Sie von dem Duell, Gretchen?“

„Schon seit heute Morgen.“

„Durch wen?“

„Durch den Stiefelwichser.“

„Ja, ja!“

Die Stiefelwichser auf den deutschen Universitäten sind eine ganz besondere Sorte von Menschen. Der einzelne bedient zwanzig, dreißig, mancher bis zu vierzig, fünfzig Studenten von Süd und von Nord, Freund und Feind, wie es sich trifft. Sie sind jedem Studenten sein Factotum, ohne das er nicht bestehen kann; hat der „Wichser“ ihm nicht die Stiefel gepuht und die Kleider gereinigt, so kann er nicht ausgehen; versetzt der Wichser ihm nicht bei dem Juden seine Sachen, so kann er nicht leben. So wird der Stiefelwichser sein Vertrauter und erfährt Alles, was auf der Universität passirt. Und niemals mißbraucht er das Vertrauen. Seine einzige Vertraute wieder ist nur die Aufwärterin des Studenten, aber auch nur, wenn sie diesem treu ist, und das erkennt der Wichser mit einem fast wunderbaren Scharfblick.

Gretchen hatte sich von ihrem Schreck erholt. Sie mußte es; sie hatte noch Mancherlei für ihren Baron zu besorgen.

Nach einer Viertelstunde kam der Vermundete. Er

hatte die Treppe hinaufsteigen können; zwei Studenten mußten ihn nur stützen. So schritt er auch in das Zimmer. Aber dann fiel er trotz seiner kräftigen Natur zusammen, und in das Bette mußten sie ihn tragen.

Gretchen leuchtete stumm. Wie durfte sie in Gegenwart der Studenten sprechen! Einer von ihnen kam ihr ohnehin so sonderbar vor. Aber das Licht flog in ihrer zitternden Hand, daß es zu erlöschen drohte.

„Was zittert Sie denn?“ fuhr der Student sie an, der so sonderbar aussah.

„Der arme Herr!“ mußte Gretchen ihm doch antworten.

„Er hätte besser pariren sollen!“ lachte der Student.

„Er hat zu viel getrunken“, sagte der zweite wie entschuldigend zu dem hübschen, bleichen Mädchen.

Es war der Kurländer Kurik, der dem Freiherrn secundirt hatte.

„Um meinen Nerger hinunterzuspülen“, sagte der andere. „Hat man je im Leben von einer solchen Pauferei gehört? Hat sich der Mensch da geschlagen, als wenn er einem Fuchs mit einem Kappier von Leder gegenüber stände! Und sein Gegner war der erste Schläger Göttingens, mit einer Klinge, die mehr als haarscharf war. Es ist, um sich schwarz zu ärgern. Aber ich werde doch heute Nacht bei Dir wachen, Freund Gisbert.“

Der Freiherr war in sein Bette gebracht.

Mit ihm gekommen waren sein Secundant Kurik, der Bauarzt und der Angetrunkene.

Kurik nahm Franz Horst auf die Seite.

„Wie werden wir den Menschen los? Er kam unterwegs am Hainberge zu uns. Wir konnten ihn nicht entfernen. Um nicht Aufsehen zu erregen, mußten wir ihn mit heraufnehmen. Er hätte die ganze Straße zusammengerufen.“

Franz Horst wußte ein Mittel.

„Ich werde hier heute Nacht wachen. Nach einer halben Stunde schicke ich ihn zu Euch in die Kneipe, um Wein für ihn und mich zu holen. Dort haltet Ihr ihn unter irgend einem Vorwande oder mit Gewalt zurück.“

„So wird es gehen.“

Der Arzt hatte den Verwundeten im Bette zurecht gelegt, noch einmal nach dem Verbande gesehen, nach dem Puls gefühlt.

„Der Verband ist in Ordnung“, erklärte er. „Der Puls ist wenig schwach. Das Fieber wird nicht sehr stark werden. Diese Westfalen, Edelmann wie Bauer, haben eine Heidenatur.“

„Sie leben ja auch in grauen Haiden“, sagte Knüppel, der Angetrunkene.



„Er bedarf“, fuhr der Arzt fort, „nur der unbedingtsten Ruhe. Dann ist durchaus keine Gefahr mehr da. Ich werde dennoch in einer Stunde wiederkommen, um nachzusehen. Im Uebrigen habe ich die Aufwärterin instruiert, die mit ihrer Mutter bei ihm wachen wird.“

„Ich werde hier wachen!“ rief Knüppel. „Und dann brauchst Du gar nicht wiederzukommen, Paufdoctor. Ich bin selbst Mediciner — in meinem sechsten Semester.“

Dann sah er sich das hübsche Gretchen näher an.

„Ah, ah, mein schönes Kind! Wir beide wachen hier, und weißt Du was? Deine Mutter braucht in unserm Bunde nicht die Dritte zu sein. Sie kann schlafen gehen.“

Kurik und der Arzt hatten sich durch Blicke verständigt.

Sie gingen.

„Du gehst nicht auch, Fuchs?“ fragte Knüppel den jungen Studenten Franz Horst.

Franz Horst war preußischer Offizier, hatte in Feldschlachten sich Orden und Ehrenzeichen erworben. Auf der Universität war er nur ein Fuchs, und Knüppel, der schon fünf, beinahe sechs Semester akademischer Zeit hinter sich hatte, stand als „bemoostes Haupt“ unendlich hoch über ihm.

Franz Horst mußte das anerkennen, wenn er nicht sofort den Skandal haben wollte, den Kurik befürchtet hatte.

„Als Dein Fuchs, Knüppel!“ sagte er. „Um Dir zur Hand zu sein und es Dir bequem zu machen.“

„Das läßt sich hören, Fuchs. Du scheinst zu den vernünftigen Füchsen zu gehören. So werde ich es mir denn hier bequem machen.“

Er wollte seinen Rock aus- und dafür den geblumten Schlafrock des Verwundeten anziehen.

Er sah sich vorher um.

„Aber zum Teufel, ich sehe hier nichts zu trinken. Verdursten darf der Mensch nicht.“

„Was soll ich Dir holen, Knüppel?“

„Wein! Was sonst? Lebt der Mensch von Wasser? Und höre, Fuchs, guten! Verstehst Du Dich auf alten Franzwein?“

„Ich bin noch zu jung, Knüppel.“

„Das sieht man“, sagte Knüppel mit großer Verachtung.

„Wäre es daher nicht besser“, fragte Horst, „wenn Du selbst den Wein holtest? Dich betrügen sie nicht. Hier ist Geld. Und in der Michaelskneipe, fünf Häuser von hier, soll guter Wein sein.“

„Du bist wahrhaftig ein vernünftiger Fuchs“, meinte Knüppel.

Er nahm das Geld und ging.

„Er wird nicht wiederkommen“, sagte Horst zu dem Verwundeten. „Sie halten ihn in der Kneipe. Ich hatte es mit Kurif verabredet.“

Dann nahm Horst die Hand des Freundes.

„Endlich können wir mit einander sprechen.“

„Und Du willst mir Vorwürfe machen, Franz?“

„Später, Gisbert! Doch nein, nie! Wenn es auch Thorheit war, Dich mit jenem Menschen zu schlagen, es war eine Thorheit des bravsten, edelsten Herzens, und man muß Dich um so mehr lieben. Das nur wollte ich Dir sagen, und nun schlafe, Du lieber Freund.“

Aber der Freiherr konnte noch nicht schlafen.

Gretchen stand am Fußende des Bettes, bescheiden sich zurückhaltend.

Er hatte auch mit ihr noch nicht sprechen können.

„Gretchen!“ rief er sie zu sich.

Sie kam mit dem blassen und demüthigen Gesichte zu ihm.

Er nahm seine Hand aus der des Freundes und gab sie dem Mädchen.

„Und Du, mein liebes Gretchen, bist auch Du mir nicht böse? Ich werde Dir nun so viele Sorge machen.“

„O lieber Herr Baron —“

Sie konnte nicht mehr sagen. Sie bedeckte das weinende Gesicht mit der Schürze. Dann riß sie sich von ihm los.

„Ich muß Ihnen Limonade bereiten, befaß mir der Doctor“, sagte sie doch noch.

„Und nun schlafe, Gisbert“, sagte Horst noch einmal. Aber der Freiherr konnte es auch jetzt nicht.

„Setze Dich ans Bett, Franz. Ich habe nothwendig mit Dir zu sprechen.“

„Der Doctor gebot Dir die vollste Ruhe.“

„Eben damit ich ganz ruhig sein kann, muß ich mit Dir reden.“

„So rede, Gisbert.“

„Ich habe Dir ein Geheimniß anzuvertrauen, Franz. Ich bin verheirathet.“

„O, o!“ mußte Franz Horst rufen.

„Für den Fall, daß ich sollte sterben müssen“, fuhr der Verwundete fort, „habe ich nun eine Bitte an Dich.“

„Wie kannst Du an Sterben denken, Gisbert? Der Arzt fand nicht die geringste Gefahr.“

„Ich fühle mich so besonders schwach, und an den Tod darf man schon immer denken. Aber zu meiner Bitte. Meine Frau liebt mich und ich liebe sie. Wir haben es dennoch kaum anderthalb Jahr als Eheleute

mit einander aushalten können. Warum, wirst Du schon später erfahren. Sollte ich nun sterben, so suche meine Frau auf und sage ihr, daß ich sie bis zu dem letzten Augenblicke meines Lebens geliebt habe, daß ich ihr nie böse gewesen bin, daß ich ihr Alles verziehen habe, und daß ich sie bitte, sie möge mir Alles verzeihen. Sage ihr dabei, mein Testament werde ihr der Onkel Florens bringen, aber er werde in seiner Liebe zu mir ihr schwere Vorwürfe machen wollen; sie solle sich die nicht zu sehr zu Herzen nehmen; gerade darum schickte ich Dich zu ihr. Und nun werde ich schlafen.“

„Wo ist Deine Frau?“ mußte Franz noch fragen.

„Du wirst es vom Onkel Florens erfahren.“

„Und wo ist Dein Onkel Florens?“

„Hier! Gute Nacht, Franz!“

Er schloß die Augen.

Sie mochten ihm matt und müde genug sein. Die Operation des Auffindens und Unterbindens der durchschnittenen großen Arterie hatte lange gedauert; der Verwundete hatte dabei viel Blut verloren.

Franz Horst fragte ihn nicht weiter.

Er schüttelte nur still den Kopf und setzte sich dem Bette gegenüber in einen Lehnstuhl.

„Sonderbare Menschen!“ sagte er da für sich. „Auch der Onkel Florens soll ein Sonderling sein. Aber brav

sind sie alle! Und mit dem Sterben wird es Zeit haben. Und morgen früh —“

Er dachte in der Stille des Krankenzimmers still weiter nach.

Gretchen trat mit der Limonade ein.

Sie wagte kaum den Boden zu berühren.

„Er schläft?“ fragte sie.

„Er schläft. Gehen auch Sie schlafen, Gretchen. Ich bin hier genug.“

Sie wollte nicht.

„So legen Sie sich in dem vordern Zimmer auf das Sopha. Sie haben es wahrhaftig nöthig. Sie sehen ja elender aus als der Kranke.“

Ein schwerer Seufzer des Mädchens antwortete ihm.

„Aber wenn etwas vorfällt, wecken Sie mich sogleich, Herr Horst.“

„Ja, Gretchen.“

Damit ging sie in das vordere Zimmer.

Es war zehn Uhr geworden. Die Stunde war verfloßen, nach deren Ablauf der Arzt hatte wiederkommen wollen.

Der Verwundete war eingeschlafen. Aber sein Schlummer wurde ein unruhiger. Er warf den Kopf hin und her. Wenn er auch noch die Schultern bewegte, so konnte der Verband sich lösen. Mit der linken Schulter zuckte

er schon. Franz Horst legte ihm leise seine Hand darauf. Das war wohl gefehlt. Der Verwundete fühlte in seinem Halbschlaf nur einen neuen Druck, dessen er sich entledigen mußte. Er versuchte es durch einen heftigen Ruck.

„Schlaf, Gisbert!“ suchte Horst ihn zu beruhigen.

Der Kranke fuhr auf, wie aus einem ängstlichen Traume.

„Liege ruhig, lieber Gisbert.“

Der Kranke erkannte die Stimme.

„Ah Du, Franz!“

Er lag ruhig.

Aber Franz Horst kam es vor, als wenn durch den Ruck und das Auffahren der Verband sich verschoben habe. Er sah näher hin. Er entdeckte Blut, frisches Blut. Der Verband mußte gelockert sein; vielleicht war es noch schlimmer.

Horst erschrak. Einen Augenblick horchte er, ob der Arzt noch immer nicht komme.

Er hörte nichts.

Dann war schnell sein Entschluß gefaßt. Ohne schleunige Hülfe konnte, mußte der Verwundete verbluten.

Er ging in das vordere Zimmer.

Gretchen lag dort auf dem Sopha.

„Gehen Sie zu dem Kranken, Gretchen. Ich hole den Arzt. In fünf Minuten bin ich wieder da.“

Das Mädchen erschrak wie er.

„Was ist es, Herr Horst?“

„Hoffentlich nichts. Sorgen Sie nur, daß er sich nicht rührt. Unter keinen Umständen.“

Er eilte fort.

Gretchen ging zu dem Kranken.

Er schlief, und wieder ruhiger.

Sie setzte sich an sein Bett.

Sie überwachte mit dem angst- und hoffnungsvollen hübschen Gesicht seinen Schlaf.

In dem vordern Zimmer öffnete sich die Thür, vernahm man einen Schritt.

„Der Herr Horst schon zurück?“ dachte Gretchen.

Aber es war nicht der Schritt eines Mannes.

„Meine Mutter! Sie will sehen, wie es hier steht.“

Aber es war auch nicht die Mutter.

Die nur angelehnte Thür des Krankenzimmers wurde geöffnet.

Eine schwarze Maske schaute in das Zimmer.

Als sie nur das Mädchen bei dem Kranken sah, trat sie ganz hinein.

Hatte die schwarze Maske gegenüber den ganzen Abend an ihrem Fenster gelauscht und beobachtet, bis der



letzte der Begleiter des Freiherrn, die sie bei ihm wußte, gegangen war?"

„Er schläft!“ flüsterte ihr Gretchen bittend entgegen.

Die schöne, feine Gestalt der schwarzen Maske schlich auf den Fußspitzen näher.

„Er ist verwundet?“ fragte sie das Mädchen.

„Wie Sie sehen.“

„Schwer?“

Gretchen stand auf, ging in eine Ecke des Zimmers und winkte der Dame, ihr zu folgen.

Die Maske folgte ihr.

Und dort, wo der Kranke auch ihr leisestes Flüstern nicht mehr hören konnte, sagte das brave Mädchen mit ihrer leisesten Stimme zu der Dame:

„Er soll sehr gefährlich verwundet sein. Die große Pulsader unter dem Arm ist ihm durchgehauen. Die Herren waren alle besorgt für sein Leben. So eben wird der Arzt gerufen.“

„O mein Gott!“ rief die Dame.

Sie rang die Hände. Sie wollte durch das Gemach eilen. Sie besann sich, daß sie kein Geräusch machen dürfe. Sie mußte sich in anderer Weise Luft machen. Sie riß die schwarze Maske vom Gesicht.

Gisbertine, Freiin und Freifrau von Aschen, stand in ihrer vollen Schönheit da.

Das Gesicht zeigte die Furcht, die Angst, die Sorge, den Schmerz, die Vorwürfe, die ihr Inneres zu verzehren drohten. Sie konnten keine vornehme, so echt aristokratische, blendende Schönheit nicht verwiſchen.

Gretchen, die hübsche Aufwärterin, stand bestürzt vor ihr. Ein scharfer Stachel hatte sich ihr wohl tief in das junge Herz gebohrt. Sie blieb wie festgebannt in dem dunklen Winkel des Zimmers stehen, als wenn sie einer solchen Schönheit gegenüber nicht mehr an das Licht hervortreten dürfe, als wenn ein Gefühl der Vernichtung über sie gekommen sei.

Gisbertine setzte sich an das Bett des Kranken. Sie nahm Gretchen's Platz ein.

Gretchen wehrte es ihr nicht.

„Sie muß ja ein Recht dazu haben“, sagte sie sich. Aber dann mußte sie sich doch fragen: „Wer ist sie denn, daß sie ein Recht dazu hat?“

Gisbertine beugte sich mit dem schmerzvollen Gesichte über den Kranken. Sie wollte ihre Lippen auf seine Stirn legen, nur hauchend. Sie wagte es nicht.

Er schlief. Er hatte nichts von dem wahrgenommen, was geschehen war. Er schlief wieder ruhig.

Gisbertine sah seinen ruhigen Schlummer. Da kam ihr ein anderer Gedanke. Sie sah sich nach dem Mädchen um. Sie hatte ihm etwas zu sagen.

„Ich werde die Nacht hier bleiben, bei dem Kranken wachen. Wären Sie so gut, in meine Wohnung drüben zu gehen und es meiner Jungfer zu sagen? Sie weiß nicht, wo ich bin.“

Sie sprach nicht stolz wie am Morgen; sie war freundlich gegen das Mädchen; ihr scharfes und erfahrenes Auge hatte ihr wohl in den paar Augenblicken das etwas leicht empfängliche, aber doch ganz unschuldige Herz des Kindes gezeigt.

Gretchen ging gehorsam.

Gisbertine sah wieder nach dem Kranken. Er schlief noch ruhig. Aber er lag so blaß, so erschöpft da; man sah, wie der Blutverlust ihm alle seine Kräfte genommen hatte; es hätte ihr ängstlich werden müssen, hätte sie nicht seinen Athem gehört. Wie ganz anders mochte sein Aussehen gewesen sein, als sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte! Wie mochte er damals frisch, gesund, blühend gewesen sein! Und warum war er jetzt so ganz anders? Was hatte ihn, den Mann, der längst über die Studentenjahre und Studentenduelle hinaus war, ihren, Gisbertinens Gatten in dieses Leben und Treiben wieder hineingeworfen?

Gisbertine starrte in schmerzlichem Nachdenken auf den Kranken.

Sie überhörte in ihrem tiefen Schmerze fast,

daß Jemand die Treppe heraufkam und in das vordere Zimmer trat.

Sie mußte doch aufmerksam werden. Es war ein schwerer, ein so besonders schwerer Tritt. Die Aufwärtin war es nicht; die konnte auch noch nicht zurück sein. Gisbertine besann sich, daß das Mädchen gesagt hatte, der Arzt werde gerufen. Sie wollte nachsinnen, welche Stellung sie gegenüber dem Arzte einnehmen solle. Daß der Student von Alsen verheirathet sei, wußte hier Niemand, konnte Niemand ahnen. Aber der Schritt des Mannes in dem vordern Zimmer war auch so schwerfällig, schien ein herumtappenden, schwankenden zu sein.

Gisbertine wollte aufstehen, um zu sehen, wer es sei.

Die Thür der Hinterstube wurde geöffnet. Sie wurde plötzlich und heftig aufgerissen.

Ein Student stand darin, mit glühendem Gesichte, mit glänzenden Augen.

Es war Knüppel, schwer betrunken.

Gisbertine erschrak, als sie den fremden betrunkenen Menschen sah.

Knüppel lachte.

„Ah, ah, Schätzchen, also doch allein? Ohne Deine Mutter? Das ist brav! Hast wohl schon lange auf mich gewartet? Die Spitzbuben! Sie wollten mich nicht fortlassen! Wollten mich betrunken machen. Brachten

mich dann nach Hause. Bah, die Esel! Ich war klüger als sie alle. Ich mußte ja zu meinem Schätzchen kommen. Ich hatte es Dir versprochen, Kind!"

Er war, während er sprach, auf Gisbertine zugeschwankt, die er durch die Weindünste, die ihm den Blick trübten, für Gretchen hielt.

Gisbertine war in Todesangst.

Sie mochte halb errathen, was es mit Knüppel war. Es verminderte ihre Angst nicht.

Knüppel wollte sie umarmen.

Sollte sie sich ihm entziehen? Durch Zurückstoßen? Durch Flucht? Der Stoß konnte den Schwankenden niederwerfen, und wenn Knüppel fiel, so fiel er schwer, und sein Fall glich einem Donnerschlag. Ihre Flucht aber forderte den Menschen zu einer Hetzjagd auf.

Und der Kranke schlief noch. Knüppel hatte in seiner Zärtlichkeit leise gesprochen.

Sie faßte sich. Sie erhob sich in ihrem ganzen vornehmen Stolze.

„Mein Herr! Machen Sie kein Geräusch! Der Verwundete schläft.“

Knüppel erkannte seinen Irrthum.

Aber Gisbertinen half es nicht.

„Teufel, das ist ja nicht die Kleine! Wie viele Schätzchen hat der Afschen denn? Lassen Sie sich einmal

besehen, Mamsellchen! Wahrhaftig, nicht übel. Geschmack hat er. Und Geld hat er ja auch! Nun, heute Nacht, mein schönes Kind —“

Der Verwundete wurde unruhig. Er warf den Kopf auf die Seite. Knüppel hatte lauter gesprochen, zu laut.

„Sie wecken ihn auf!“ rief Gisbertine. „Schweigen Sie!“

„Ah bah!“

Der Kranke öffnete die Augen halb, nur halb aus dem Schlummer erwachend.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich beschwöre Sie!“ rief Gisbertine Knüppel zu.

Sie rief es mit ihrer leisesten Stimme.

Der Kranke hatte sie doch gehört.

Er öffnete die Augen weit. Er war völlig erwacht. Er fuhr in die Höhe, mit seinem ganzen Körper. Ein furchtbarer Schmerz warf ihn zurück.

Er wollte rufen, einen Namen, Gisbertinens Namen. Seinen bleichen Lippen entrang sich ein unterdrückter Schmerzensschrei.

„Er stirbt!“ rief Gisbertine.

Knüppel wurde doch andern Sinnes.

„Bah, so geschwind stirbt der Mensch nicht!“ schrie er.

Dann mochte ihm wieder einfallen, daß er Mediciner im sechsten Semester sei. Er trat an das Bett und beugte sich über den Kranken.

„Donnerwetter!“ rief er auf einmal. „Der Verband sitzt ja ganz schief. Laß einmal sehen, Achen! Wahrhaftig! Der Esel von Paufdoctor! Verbindet man so die Krillaris? Komm her, mein Junge, den Verband muß ich Dir anders anlegen.“

Und Knüppel legte seine schwere Hand auf die Schulter des Verwundeten und griff nach dem Verbande, um ihn aufzutrennen, und der Verwundete war in wenigen Minuten eine Leiche, wenn es dem betrunkenen Menschen gelang.

Gisbert von Achen war wieder zu sich gekommen. Eine Ohnmacht war ihm nahe gewesen, hatte ihn schon gefaßt; unter den rohen Händen erhielt er das Bewußtsein wieder. Aber er konnte sich nicht wehren, er konnte sich ja nicht einmal rühren. Er hatte sein Bewußtsein nur wiedergewonnen, um die Todesgefahr zu erkennen, in der er sich befand.

„Mensch, Du bringst mich um!“ rief er.

„Liege Du nur still, mein Junge!“

„Hülfe! Hülfe!“ rief der Kranke mit seiner letzten Kraft.

Die Hülfe für ihn war schon da.

Gisbertine hatte den Betrunkenen ergriffen, um ihn von dem Kranken zurückzureißen.

Aber Knüppel war in seinem Rausche plötzlich zu einem

Wahnsinnigen, einem Rasenden geworden. Er schwankte, er taumelte nicht mehr; er hatte die Kraft eines Riesen.

„Zum Teufel, Mamsell, ist Sie verrückt? Ich muß doch den armen Menschen verbinden.“

Er schüttelte Gisbertine von sich wie eine leichte Feder.

„Verbinden!“ rief er. „Die Arillaris muß anders unterbunden werden. Sie ist eine Fortsetzung der Aorta, zweigt sich ab von der Jugullaris. Alle Wetter!“

„Unglücklicher!“ rief Gisbertine.

Sie war wieder aufgesprungen; sie hatte ihn wieder ergriffen. Auch sie hatte auf einmal Riesenkräfte. Die Verzweiflung hatte sie ihr gegeben, für den Gatten, für sein Leben. Sie riß den Betrunknen zurück; er mußte mit ihr kämpfen. Sie hielt den Kampf mit ihm aus; sie rang mit ihm; sie umschürte ihm die Arme. Der Vermundete war von dem Wahnsinnigen befreit. Aber das schwache Weib hatte jene übernatürliche Kraft nur einen Augenblick lang. Sie wankte; sie wurde weiß wie der Schnee.

In dem vordern Zimmer wurde ein rascher Schritt gehört. Die Thür ging auf.

Franz Horst flog auf den Betrunknen zu, riß ihn empor, warf ihn nieder. Es war ein Augenblick.

Auch Gisbertine war von dem Rasenden befreit.



Sie sank ohnmächtig in die Arme Gretchen's, die dem jungen Studenten auf dem Fuße gefolgt war.

Franz Horst wollte die fremde Dame verwundert ansehen.

Aber Knüppel hatte sich wieder aufgerafft.

„Verdammt Fuchs“, rief er, „was fällt Dir ein?“

„Daß Du Dich von hier fortmachen sollst“, sagte Horst.

„He, ich muß ja den Gisbert verbinden!“

„Das kannst Du draußen.“

„Was?“

„Draußen, sage ich Dir.“

„Der Fuchs ist wahrhaftig betrunken!“ lachte Knüppel. „Aber in Einem hast Du Recht, Franz Daniel. Ich habe ja mein Verbandzeug nicht hier. Ich werde es holen.“

Franz Horst wandte sich nun zuerst zu dem Verwundeten.

„Hat er Dir schon etwas, Gisbert?“

„Sie rettete mich!“ sagte der Kranke und zeigte nach der Ohnmächtigen.

„Wer ist sie?“

„Meine Frau.“

Franz Horst ging zu Gisbertinen.

Sie hatte die Augen noch geschlossen.

Sie war dennoch so schön.

Auch Gretchen sagte es sich.

Sie hatte die Worte des Verwundeten gehört.

„Wie schön sie ist! Und sie ist seine Frau!“

Wie mochte dem armen Kinde das Herz bluten!

Gisbertine schlug die Augen wieder auf.

Franz Horst gab ihr seinen Arm und führte sie zu dem Verwundeten.

„Gnädige Frau“, sagte er leise, „sein einziger Gedanke waren Sie.“

Gisbertine durfte ihren Gatten wieder küssen, auf die weiße Stirn, auf die bleichen Lippen. Ihre Arme konnten sich um die seinigen legen.

„O Gisbert, habe ich Dich wieder? Kannst Du mir verzeihen?“

„Frage den Freund!“ sagte er. „Aber mußt Du es denn noch?“

Er drückte seine Lippen auf die ihrigen, umschlang sie mit dem gesunden Arm, sah ihr mit der vollen Liebe seines Herzens in die Augen.

„Nein, nein!“ rief sie. „Du bist ja das edelste, das großmüthigste Herz.“

„Herr Horst!“ rief Gretchen leise den jungen Studenten auf die Seite. „Herr Horst, wenn etwas nöthig sein sollte, so rufen Sie nur meinen Namen in den Gang hinaus.“

„Du willst Dich schlafen legen? Du bist müde, armes Gretchen!“

„Schlafen? Nein!“ sagte sie, den Kopf schüttelnd. Sie verließ das Zimmer.

Sie war in diesem Augenblicke vielleicht das unglücklichste Herz auf der Welt.

Aber junge Mädchenherzen, die leicht unglücklich werden, können auch bald wieder glücklich werden.

Der Arzt kam, den Horst gerufen hatte.

„Es war ja keine Gefahr; darum war ich nicht wiedergekommen“, sagte der Paukdoctor der Studenten.

Er fand auch jetzt keine Gefahr, trotz Allem, was mit dem Kranken vorgegangen war.

„Er hat eine Heidenatur“, wiederholte er. „Ich sagte es ja. Alle diese Westfalen. Aber nun muß ich auf der unbedingtesten Ruhe bestehen. Er darf kein Wort mehr sprechen und es darf kein Wort zu ihm gesprochen werden, die ganze Nacht nicht!“

Mit dem Befehle ging er.

„Aber Deine Hand darfst Du mir geben, Gisbertine.“

Und Gisbertinens Hand lag schon in der seinigen.

„Und ansehen darf ich Dich.“

Und Gisbertinens Augen lächelten ihm unter Thränen ihre Liebe zu.

Dann wurde die Nacht doch noch unruhig für den Kranken. Das Wundfieber stellte sich ein. Aber Gisbertinens Hülfe und Dienste waren immer bei ihm, aufmerksam, flink, weich und glücklich.

„Engel!“ sagte dankbar der Kranke, wenn das Fieber ihm auf Augenblicke ein klares Bewußtsein gab.

Und dankbar küßte ihn Gisbertine.

Gegen Morgen schlief er ruhig und lange.

Als er erwachte, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Nachher erklärte auch der Arzt, daß jede Gefahr vorüber sei.

„Ich verdanke es Dir, Gisbertine!“ sagte der Verwundete. „Und nun dürfen wir auch wieder sprechen.“

„Du noch nicht, Gisbert, aber ich. Und ich habe Dir so Vieles zu sagen, und ich habe so lange darauf warten müssen, es Dir sagen zu können. Darf Dein Freund Horst es hören? Alles?“

„Alles!“ sagte der Kranke.

„So hört! So hört beide, wie ich meinen Mann liebe, und wie schlecht ich gegen ihn war, und wie ich ihm nun ewig, ewig dankbar sein werde.“

„Ewig?“ fragte eine Stimme in das Zimmer hinein.

Der Domherr stand in der Thür.

„Ja, ja, Onkel Florens!“ flog die junge Frau ihm entgegen. „Und auch Du sollst Alles hören, meine Sünden und meine Liebe.“

„Hm, hm! Aber zunächst, was macht der Narr da?“  
Der Kranke konnte ihm die Hand reichen.

„Ja, ja“, sagte der Domherr, „die leichtfertigste Person auf Erden ist das Glück; sie verbindet sich nur mit der Thorheit. Aber lege Deine Beichte ab, Gisbertine, und — ohne die Koketterie des Beichtstuhls.“

Gisbertinens Beichte war folgende:

„Aber werdet Ihr denn nicht in jedem Worte Koketterie finden, mit dem ich Euch sage, daß ich den Gisbert lieben mußte, weil ich ihn zuerst haßte, und daß ich es nicht abwarten konnte, seine Frau zu werden, weil ich durch einen schlechten, nichtsnutzigen Familienhandel ihm als Frau verkauft war? Ja, mein Herr Horst, so war es. Mein Vater und Gisbert's Vater waren Brüder, und in ihren Adern rollte also oder rollte eben auch nicht das alte adlige Blut der Freiherren von Aschen, die bekanntlich zu den ältesten Geschlechtern des alten westfälischen Adels gehören. Mit uns, den Kindern unserer Väter, wurde dies aber bedenklich. Mein Vater war der ältere, also der Stammherr, ihm gehörten also die Güter der Familie. Nun hatte jedoch mein guter Vater das Unglück gehabt, sich in meine Mutter zu verlieben und sie zu heirathen. Meine Mutter war zwar von gutem preussischen Adel; die Steinaus gehören zu denjenigen Familien des Preußenlandes, welche zuweilen den

Königen von Preußen eine Faust in der Tasche machen und sagen: Wir waren längst Herren in diesem Lande, als die Hohenzollern herkamen! Aber was hilft es ihnen? Vor dem stolzen westfälischen Adel finden sie keine Gnade. Papieradel, Beamtenadel, Offiziersadel! ruft der verächtlich. Wart Ihr schon zu Kaiser Karl's des Großen Zeiten im Lande? Seid Ihr nur stiftsfähig? Könnt Ihr sechzehn reine adlige Ahnen aufweisen? Ihr könnt es nicht. In Eurem ganzen Lande links von der Elbe ist keine einzige Familie, die das kann. Also seid Ihr uns nicht ebenbürtig; wir haben keine Gemeinschaft mit Euch! So war die Verbindung meines Vaters mit meiner Mutter eine Mesalliance, und ich, die Tochter dieser Verbindung, konnte die Aschen'schen Güter nicht erben; mein Vetter Gisbert erhielt sie vielmehr, weil sein Vater ein vorsichtiger Mann gewesen war und ein westfälisches Fräulein mit sechzehn Ahnen geheirathet hatte. Meine Vormünder protestirten zwar gegen Gisbert's Vormünder — wir waren beide früh Waisen geworden — und sie erhoben gegen einander einen heftigen Proceß, aber Gisbert's Vormundschaft blieb im Besitz. Davon hörte ich natürlich, und es war der erste Grund meines Hasses gegen ihn, obwohl wir beide noch Kinder waren. Aber noch mehr haßte ich ihn, daß er Gisbert hieß. Ich hieß Gisbertine; wie konnte er mir meinen Namen

rauben wollen? So redete es mir meine Bonne ein, und sie wußte auch, warum es so sei. Gisbert sei ein alter Taufname in der Familie, und der Stammherr werde jedesmal so getauft, und da habe dieser Gisbert sich so taufen lassen, um Stammherr zu werden und mir meinen ehrlichen Namen Gisbertine schon im voraus wegzunehmen, ehe ich nur noch geboren sei. Die Frau wußte es so genau und mir so klar auseinander zu setzen, daß ein außerordentlich tiefer Sinn für mich darin lag. Ich hätte einen Mord an dem Räuber meiner Güter und meines Namens begehen können. Wir sahen uns zum Glück nie. Er war Herr auf den reichen westfälischen Gütern, ich lebte im Hause nicht sehr reicher Verwandten hinten im Kassubenlande. Da war auf einmal das Westfalenland französisch geworden und meine preussischen Vormünder jubelten hoch auf. Ja, ja! Die Alles nivellirenden französischen Revolutionsgesetze wußten von einem stiftsfähigen Adel nichts mehr, also auch nichts von Mesalliancen, nichts von Stammgütern und Stammherren. Mein Proceß war, Dank den deutschen Proceßgesetzen, noch nicht zu Ende; er mußte nach den französischen Gesetzen zu meinen Gunsten und bald entschieden werden. Die westfälischen Vormünder boten den meinigen einen Vergleich an und die meinigen nahmen ihn an. Er war kurz und bündig. Gisbert und Gisbertine heiratheten

einander, und die Güter werden darauf ihr gemeinschaftliches Eigenthum. Wir waren verlobt, ohne es zu wissen. Wenn er zwanzig, ich achtzehn Jahre alt sei, solle die Hochzeit sein. Als ich sechzehn Jahre alt war, wurde ich zu ihm nach Westfalen gebracht, damit wir uns kennen lernten. Man sagte mir das erst, als wir mitten in den Haiden des Landes waren.

„Welch entsetzliche graue Haiden!“ rief ich aus.

„Du wirst Dich an sie gewöhnen müssen“, wurde mir zur Antwort.

„Hier?“

„Ja, Du wirst hier bleiben!“

„Um vor langer Weile zu sterben!“

„Du wirst hier heirathen.“

„Einen Haidenmenschen? Nimmer!“

„Du bist schon mit ihm verlobt. Du bist jetzt auf dem Wege zu ihm.“

Und nun erfuhr ich Alles.

„Und er kommt nicht einmal zu mir! Ich soll zu ihm kommen! Ich werde zu ihm gebracht wie eine verkaufte Waare!“

Ich wollte mitten in der Haide aus dem Wagen springen; man mußte mich mit Gewalt halten.

Wir kamen auf der Aischenburg an. Sie war ein schönes, großes, prächtiges Schloß mit einem großen,



reizenden Park. Aber die graue Haide war nahe dabei.

„Hier bleibe ich keinen Tag!“ rief ich.

Gisbert und Gisbertine wurden einander vorgestellt.

Du warst ein leidlich, nein, ich will die Wahrheit sagen, Du warst ein recht hübscher Mensch; ich hatte im Kassubenlande keinen schönern gesehen. Ich fand Dich zum Entsetzen häßlich. Du sahst mich mit Augen an, als wenn Du in mir das Ideal von Schönheit und Liebreiz erblicktest. Ich sagte zu mir: Wie kann der westfälische Heide sich unterstehen, die Augen zu mir zu erheben?

„Ihr seid Verlobte!“ sagte man zu uns. „Reicht Euch die Hände; küßt Euch; sagt Du zu einander.“

„Liebe Gisbertine, wie freue ich mich, Dich zu sehen!“ sagtest Du mir.

Du ergriiffst meine Hand und küßtest sie.

Ich mußte Dir meine Hand lassen, aber ich erwiderte Dir kein Wort, und daß Du nicht den Muth hattest, meinen Mund zu küssen, das war trotz aller Onkel und Tanten doch Dein Glück.

Und nachher nahm ich Dich allein.

„Willst Du mich wirklich heirathen, Better Gisbert?“

„Lieber heute als morgen, theuerste Gisbertine!“

„Aber ich nehme Dich nicht.“

„Aber Du mußt ja. Der Familienvertrag will es.“

„Ich kaufe ein Pistol und erschieße Dich.“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Ich tyrannisire Dich bis aufs Blut.“

„Kennst Du die Zählung der Zänkischen von Shakespeare, mein schönes Gisbertinchen?“

„Abscheulicher Mensch!“

So waren wir mit einander bekannt geworden.

Du mußttest dann mit mir durch die Güter fahren. Du fuhrst selbst, und die stolzen und wilden Pferde gehorchten Dir wie ein paar Lämmer.

„Ich werde desto widerspenstiger gegen Dich sein“, sagte ich.

Die Güter waren so groß, so reich, in so ausgezeichnetem Zustande.

„Welch ein erbärmlicher Kaufpreis für mich!“ rief ich aus.

Die reichen Bauern waren so glücklich, die künftige Herrin zu sehen. Sie waren noch Deine Leibeigenen gewesen; das französische Gesetz hatte sie frei gemacht.

„Künftig soll ich wohl Deine Leibeigene sein?“ sagte ich zu Dir.

„Gisbertine, ich werde Dein Sklave sein.“

„Das ließe sich hören.“

Wir durchstreiften dann zu Fuße den großen Park, hinter ihm die unendliche Haide.

„Hier werden wir glücklich sein, Gisbertine!“ sagtest Du.  
 „Wie das graue, dürre Haidenmoos?“ fragte ich Dich.  
 Wir mußten uns nach acht Tagen trennen. Ich mußte mit den Tanten in das Kassubenland zurück.

Aber das Westfalenland wollte mir doch nicht wieder aus dem Sinn und in meinem Herzen saß immer ein junger Mann neben mir, der so sicher und ruhig die wilden Pferde vor dem Wagen lenkte, und in grauen Haiden, die kein Ende nehmen wollten, lag ich auf weichem Haidekraut so warm und weich an seinem Herzen, und die Zeit wurde mir entsetzlich lang bis zur Hochzeit.

Als dann aber der Hochzeitstag kam, da kam auch der alte Zorn wieder über mich. „Verkauft bin ich ihm! Seine Leibeigene soll ich werden!“

„Gisbert, wir wollen die Güter theilen!“ empfing ich Dich.

„Warum, Gisbertine?“

„Weil ich mich nicht verkaufen lassen, weil ich Deine Frau nicht werden will.“

„Es thut mir leid, Gisbertinchen, aber Du mußt.“

„Aber ich will nicht. Behalte sie ganz, diese Güter.“  
 Du wurdest doch ernst.

„Ist es Dein Ernst, Gisbertine?“

„Ja!“

„Würde es Dich unglücklich machen, wenn Du meine Frau werden müßtest?“

„Ja!“

„Gisbertine, dann behalte Du die Güter, Du allein. Ich werde schon durch die Welt kommen. Wenn ich großjährig werde, stelle ich Dir die Urkunde aus. Adieu!“

Du wolltest gehen. Die Augen waren Dir naß geworden.

Konnte ich Dich gehen lassen, Du edler Mann? Ich umschlang Dich mit beiden Armen. Heiße Thränen stürzten mir aus den Augen.

„Gisbert, Gisbert, mein einzig, mein ewig Geliebter!“

Wir wurden Eheleute; wir wurden glückliche Eheleute. Wir zogen nach Westfalen. Die Achenburg hatte vielleicht noch nie glücklichere Menschen gesehen. Sie sah sie sechs Monate lang, auch wohl nur drei, dann nicht mehr. Der einfältige Gedanke, verkauft zu sein, kam wieder über mich! Verkauft als seine Leibeigene! Warum hatten die französischen Gesetze die Leibeigenschaft seiner Bauern aufheben und warum hatte der Pfarrer bei der Trauung mir zurufen müssen: Und er soll Dein Herr sein? Und warum mußte ich ihn trotz alledem lieben? Und warum brauchte er mich zu lieben? Er sollte es nicht; er sollte ja mein Herr sein, sagte die Bibel und der Pastor. Und

darf der Herr seine Sklavin lieben und die Sklavin den Herrn? Das Slawenblut in mir kam hinzu, das halbe. Meine Tanten hatten es mir wohl oft gesagt, als ich noch ein kleines Kind war. Halb kassubisches, halb westfälisches Blut! Das hat sich nicht recht vermischen wollen; da ist keins zur Klärung und zur Ruhe gekommen; da gährt es fort und fort und schäumt und zischt gegen einander, und bald ist die Kassubin oben und bald die Westfälin, und im Grunde kann sie daher nicht dafür, daß sie so ist, wie sie ist, bald ein kleiner Satan, bald wieder ein — Ich weiß nicht, ob sie das Wort Engel aussprachen; ich weiß nur, daß ich ein kleiner Satan schon immer war, und mehr, als ich es hätte sein sollen.

Und ich wurde es auch Dir, Du armer Gisbert, und ich wurde und blieb es Dir immer mehr, je mehr Du mich liebtest und zu Deinem Engel machen wolltest, und je mehr ich Dich liebte und mir täglich gelobte, Dein Engel zu werden. Wenn Du fahren wolltest, dann wollte ich gehen, und wenn Du dann mit mir gehen wolltest, dann wollte ich reiten, und wolltest Du nun die Pferde satteln lassen, dann wollte ich fahren, aber ohne Dich. So machte ich Dir Dein Leben zur Hölle, und ich war der Teufel darin, der die schwersten Höllequalen selbst fühlt. Und nichts half Dir, nicht Deine Sanftmuth, nicht Deine Geduld, nicht Dein Ernst, nicht Dein —

nein, zornig warst Du nie, nicht einmal streng. Du gewannst eine durch nichts zu erschütternde Ruhe über Dich; sie wurde fast zum Phlegma. Und sie machte mich noch unglücklicher, noch mehr zur Widerbellerin. Hättest Du nur einmal in Zorn gerathen können, daß ich hätte von Dir laufen dürfen!

Etwas über ein Jahr hieltest Du es aus. Da —

Als bald nach unserer Verheirathung der Feldzug des Jahres 1813 begann, hattest Du als Freiwilliger mit hinausziehen wollen. Ich gab es nicht zu; ich beschwor Dich, mich nicht zu verlassen, mich nicht zu tödten. Ja es wäre mein Tod gewesen, wenn ich den Deinigen hätte erfahren müssen. Ja, ja, da fühlte ich so recht, wie ich Dich liebte, über Alles, selbst mehr als mich selbst. Du bliebst; Du brachtest mir das schwere Opfer. Wie dankbar war ich Dir dafür! Wie zeigte ich Dir meine Liebe, meine Dankbarkeit! Aber wie lange wahrte es? Der Satan kam bald wieder über mich, und ich wurde wieder Dein Satan. Es war mir schon zur andern Natur geworden; ich hatte gar keine Widerstandskraft mehr dagegen. Ich verhöhnste Dich, daß Du nicht mit dabei warst, wo alle sich Ruhm und Ehre erwarben.

Da brach der Krieg des Jahres 1815 aus.

„Willst Du wieder im sichern Hort daheim bleiben?“ war meine Frage des Hohns an Dich.

„Nein!“ antwortetest Du mir kurz, und Du triffst in derselben Minute Deine Anstalten zur Abreise, um einer der ersten Freiwilligen auf dem Kampfplatze zu sein.

Und mein ganzes Inneres empörte sich gegen den Barbaren, den Unmenschen, der mich nun doch verlassen, sich und mich dem Tode preisgeben konnte, der wirklich abreisen wollte, anstatt reumüthig zu mir zurückzukehren und mich um Verzeihung zu bitten, daß er nur eine Minute lang den Gedanken gehabt habe, zu gehen. Ich war in Wuth, in Verzweiflung; ich wälzte mich auf meinem Sopha umher; ich wollte zu Dir fliegen, Dich bitten, Dir befehlen, daß Du nicht gingst. Mein Stolz litt es nicht. Ich war eine Wahnsinnige; es war der Wahnsinn der Widerspenstigkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, der Liebe. Ja, auch der Liebe! Ich konnte Dich nicht wiedersehen; ich ließ Dich ohne Abschied ziehen, Du mochtest bitten, wie Du wolltest.

Und der Wahnsinn war nicht vorüber, als Du fort warst. Er ist erst in der letzten Nacht von mir gewichen.

Du schriebst an mich; ich nahm Deine Briefe nicht an; ich schrieb Dir nicht; ich verließ die Aschenburg; ich kehrte nach Preußen zurück, zu meinem verwundeten Onkel Steinau. Ich wollte nichts, gar nichts mehr von Dir wissen. Ich war frei von Dir, endlich; ich war unglücklich, aber in einer Wuth des Glücks.

Du kamst zurück; Du hattest unter allen den tausend und tausend Braven zu den Bravsten gehört; Du hattest Dich ausgezeichnet durch Deinen Muth, Deine Entschlossenheit, Deine Kaltblütigkeit; der König hatte Dir die seltene Auszeichnung der ersten Klasse des eisernen Kreuzes verliehen.

Mein Zorn gegen Dich war um so größer.

Du suchtest mich auf; ich ließ Dich nicht vor mich. Du hattest mich einmal verlassen; ich wollte Dich nie wiedersehen.

Wie glaubte ich Dich zu hassen! Wie liebte ich Dich!

Ich mußte Dir hierher folgen. Ich mußte sehen, daß Du meinen Haß verdienst, daß meine Liebe einem Unwürdigen galt. Dann — ich glaube, dann wollte ich sterben.

So bin ich hier — und habe ich mich besser oder schlechter gemacht, als ich bin?“

„Etwas schlechter!“ sagte der Domherr.

Der Verwundete aber sagte:

„Küsse mich, Du Engel, der Du tausendmal mehr gelitten hast als ich.“

Und sie küßte ihn zärtlich und sprach:

„Und ich schwöre Dir, Gisbert —“

Der Domherr aber unterbrach sie.



„Schwöre nicht, Gisbertine!“ rief er ihr wieder zu, wie vor einem Jahre an der Dahlheimer Sägemühle.

Sie erschraf.

Sie hatte auch damals geschworen, und sie hatte dennoch die Kruste der Launen, des Stolzes, des Trostes, mit der sie ihr Herz gegen den Gatten umschlossen hatte, ein ganzes Jahr lang nicht brechen können.

Ein Schauer ergriff sie.

„Soll ich denn niemals glücklich werden?“ rief sie.